

Streetwork in Voitsberg

von **Susanne Hofrichter**

Matrikelnummer: 94 12 548

Studienkennzahl: B 297/295

Datum: 4. 8. 2006

Inhaltsverzeichnis

Inhaltsverzeichnis	i
Einleitung	1
1 Lebensphase Jugend	1
1.1 Geschichte des Jugendalters	1
1.2 Zum Begriff „Jugend“	1
1.2.1 Gesetzliche Richtlinien für Jugendliche in Österreich	2
1.3 Wichtige Entwicklungsaufgaben in der Lebensphase Jugend	4
1.3.1 Die körperliche Entwicklung	4
1.3.2 Geschlechtliche Entwicklung und Entwicklung der Sexualität	5
1.3.3 Entwicklung von freundschaftlichen Beziehungen	6
1.3.4 Ablösung von den Eltern	6
1.3.5 Aufbau eines eigenständigen Wertesystems	7
1.3.6 Schule/Ausbildung/Beruf	8
1.3.7 Aufbau selbstständiger Konsummuster	9
1.3.7.1 Das Freizeitverhalten der jungen ÖsterreicherInnen	9
1.3.7.2 Einkommen und Konsumverhalten	10
1.4 Entwicklungsprobleme und Problemverhalten im Jugendalter	10
1.4.1 Deviantes und kriminelles Verhalten im Jugendalter	12
1.4.2 Ursachen von Kriminalität	12
2 Sucht und Abhängigkeit von stoffgebundenen Substanzen	14
2.1 Zum Begriff Gesundheit	14
2.2 Der Weg vom Gebrauch zum Missbrauch	17
2.3 Suchtformen	20
2.4 Kreislauf der Abhängigkeit	21

2.5 Theorien zur Entstehung von Sucht und Abhängigkeit	26
2.6 Drogengebrauch in der Jugendphase	27
2.6.1 Mögliche Gründe für den Konsum	28
2.6.2 Alkoholkonsum im Jugendalter	30
2.6.3 Tabak- und Alkoholkonsum der jungen ÖsterreicherInnen	31
2.7 Suchtprävention	32
2.7.1 Begriffsdefinition	33
3 Offene Jugendarbeit	37
3.1 Der Begriff „Offenheit“ in der Offenen Jugendarbeit	37
3.1.1 Offenheit und Profil	39
3.2 Methoden in der Offenen Jugendarbeit	40
3.2.1 Einzelarbeit	40
3.2.2 Gruppenarbeit	41
3.2.3 Gemeinwesenarbeit	41
3.3 Konzepte in der Offenen Jugendarbeit	42
3.3.1 Das sozialräumliche Muster in der Offenen Jugendarbeit	42
3.3.2 Offene Jugendarbeit in ländlichen Regionen unter der Perspektive des sozialräumlichen Ansatzes	44
3.3.3 Der bedürfnisorientierte Ansatz in der Offenen Jugendarbeit	46
3.3.4 Der Präventionsansatz in der Offenen Jugendarbeit	50
3.3.4.1 Prävention in der österreichischen Jugendarbeit	51
3.3.5 Die kritische Betrachtung des Präventionsansatzes innerhalb der Offenen Jugendarbeit	53
3.4 Die Zukunft der Offenen Jugendarbeit	55
4. Aufsuchende Ansätze bei der Arbeit mit Jugendlichen	57
4.1 Mobile Jugendarbeit	61
4.2 Streetwork	64

4.2.1 Streetwork in Europa	64
4.2.2.1 Die Ö-Norm:.....	66
4.2.2.2 Konzeptionelle Entwicklung und Geschichte.....	70
4.2.2.3 Arbeitsmethoden der Streetworkprojekte in Österreich.....	75
4.2.3 MitarbeiterInnen von Streetwork bzw. Mobiler Jugendarbeit	77
4.2.4 Gefahren von Streetwork.....	79
4.2.5 Leistungsfähigkeit und Chancen von Streetwork.....	80
5. Sekundäre Suchtprävention oder Streetwork in Voitsberg	83
5.1 Institution.....	83
5.2 MitarbeiterInnen	84
5.3 Verteilung der Arbeitsstunden.....	84
5.4 Zielgruppe	85
5.4.1 Identität/Hauptthemen der Klientel	85
5.4.2 Kontaktaufnahme mit ihrer Klientel.....	87
5.5 Angebote an die jugendliche Klientel	88
5.6 Schwerpunkte der Arbeit bei Streetwork in Voitsberg	89
6. Vernetzungen mit anderen Projekten und Institutionen	90
6.1 Größere Vernetzungen	90
6.1.1 Das Beratungszentrum in Voitsberg.....	90
6.1.2 Mobil Betreutes Jugendwohnen	90
6.1.2.1 Vernetzung zu Streetwork.....	90
6.1.3 Die Plattform SMS	92
6.1.3.1 Vernetzung zu Streetwork.....	94
6.1.4 JUKO Köflach	94
6.1.4.1 Vernetzung zu Streetwork.....	95
6.2 Kleinere Vernetzungen.....	96
6.2.1 Jugendservicestelle Bärnbach.....	96

6.2.2 Jugendassistentz.....	96
6.2.3 Verein Landjugend Österreich.....	96
6.2.4 PSZ Voitsberg	97
6.2.5 b. a. s Voitsberg.....	97
6.2.6 BH Voitsberg	97
6.2.7 VIVID	98
6.2.8 Notschlafstelle der Caritas.....	98
6.2.9 Mafalda.....	98
6.2.10 LOGO Graz	99
7. Datenerhebung.....	100
7.1 Forschungsfrage	100
7.2 Das qualitative Interview	101
7.2.1 Das problemzentrierte Interview	101
7.2.2 Der Interviewleitfaden.....	102
7.2.3 Die Interviewsituation	103
7.2.3.1 Auswahl und Zusammensetzung der InterviewpartnerInnen	103
7.2.3.2 Das Setting	104
7.2.4 Transkription.....	106
8. Auswertung.....	107
8.1 Die qualitative Inhaltsanalyse nach Mayring	107
8.1.1 Kategorien	107
8.2 Computerunterstützte Auswertung mit MAXqda	108
8.2.1 Codes	108
8.3 Beantwortung der Forschungsfragen	126
9. Interpretation und Zusammenfassung der wichtigsten Ergebnisse	132
9.1 Der Bezirk Voitsberg	132
9.1.1 Jugendarbeitslosigkeit.....	132

9.1.2 Drogenproblematik/Präventionsdebatte.....	137
9.1.3 Sozialräume für Jugendliche	141
10 Zusammenfassung und Ausblick.....	143
10.1 Zusammenfassung.....	143
10.2 Ausblick.....	144
Literaturliste	147
Anhang	156
Interviewleitfaden StreetworkerInnen	156
Interviewleitfaden Jugendliche	163
Frage 10.....	169
Frage 13.....	172
Kurzfragebogen.....	174
Beispiel einer Codierung	176

Einleitung

Ich habe mit den Recherchen zu meiner Diplomarbeit im Sommer 2004 begonnen, nachdem ich von meinem ursprünglichen Vorhaben, über den Verein „Sport-Menschen-Solidarität“ (SMS) zu schreiben, abgekommen bin. Leider verfügte ich über diesen Verein über eine zu geringe Informationsfülle, sodass es mir nicht möglich war, eine wissenschaftliche Arbeit zu schreiben. Mag. Karin Riedl, eine Mitarbeiterin dieses Vereins, arbeitete außerdem als Streetworkerin im Beratungszentrum von Voitsberg. Da ich zu ihr einen guten Kontakt pflegte und mich ihr Tätigkeitsbereich sehr interessierte, beschloss ich, meine Diplomarbeit über „Streetwork in Voitsberg“ (im Zeitraum 2002 bis 2004) zu schreiben. Die Vorteile dieses Themas bestanden darin, dass ein guter theoretische Background vorhanden war und Mag. Riedl bereits einen kontinuierlichen Kontakt über einen längeren Zeitraum zu ihrer Klientel hatte. Als Datenerhebungsmethode entschied ich mich für Interviews mit KlientInnen und ExpertInnen. Anfangs hatte ich Probleme Jugendliche zu finden, die sich bereit erklärten ein Interview zu machen und ich stand unter Zeitdruck, da alle das Interview „sofort“ machen wollten. Das ist der Grund dafür, dass ich mit meinem empirischen Teil der Diplomarbeit begonnen habe und danach die passende Theorie suchte. Dieser Weg brachte Vor- und Nachteile mit sich. Der Nachteil äußerte sich darin das Forschungsgebiet einzugrenzen, da der Theorieteil noch nicht geschrieben war. Die Vorteile waren sicherlich, dass ich unbefangener „ins Feld“ ging, Forschungstagebücher über ein breites Themenspektrum führte und mich nicht zu sehr auf ein spezielles Thema einließ. Aus diesem Informationspool definierte ich schließlich meine Forschungsfragen und als Forschungsinstrument wählte ich, wie bereits erwähnt, das Interview. Ich wollte herausfinden, welche Bedürfnisse die Klientel von Streetwork hat und welche davon durch Streetwork bzw. der Region Voitsberg abgedeckt werden können und welche offen bleiben. Ein wesentlicher Punkt für mich war dabei, wie man mit diesen offenen Wünschen und Problemen der Jugendlichen/jungen Erwachsenen umgehen kann und in welchen Bereichen die Ressourcen der einzelnen Jugendlichen liegen. Auf der anderen Seite interessierte mich sowohl die Wahrnehmung der ExpertInnen als auch die Einschätzung ihrer eigenen Arbeit. An dieser Stelle möchte ich darauf hinweisen,

dass die Arbeit in ihrer Gliederung durch den theoretischen und dem empirischen Teil getrennt ist, dass sie sich jedoch durch Querverweise zu einem Ganzen fügt.

Die Thematik hat ergeben, dass sich die Schwerpunkte der Literatur in vier Kapitel gliedern. Die Fülle der Theorie lässt sich folgendermaßen erklären: Meine jugendlichen InterviewpartnerInnen streiften in unseren Gesprächen große Themenbereiche mit wenigen Worten. Hätte ich keine adäquate Literatur zur Verfügung gehabt, wäre es zu massiven Schwierigkeiten bezüglich der Interpretation der empirischen Daten gekommen.

Im ersten Kapitel des theoretischen Teils handelt es sich um die „Lebensphase Jugend“. Darin werden die wichtigsten Entwicklungsaufgaben und -probleme behandelt. Darauf aufbauend folgt Kapitel zwei mit dem Themenbereich „Sucht und Abhängigkeit stoffgebundener Substanzen“. Die Entstehung von Sucht und Abhängigkeit sowie verschiedene Theorien zum Suchtverhalten, Substanzenkonsum und -missbrauch in der Jugendphase und Suchtprävention werden hier näher beschrieben. Bei der Wahl der AutorInnen ging es mir bei diesem Kapitel vor allem um eine sensible Auseinandersetzung mit diesem Thema. Im Kapitel drei werden verschiedene Methoden und Ansätze, sowie die kritische Betrachtung des Präventionsansatzes in der Offenen Jugendarbeit angeführt. Den abschließenden Teil der Theorie bildet Kapitel vier, in dem aufsuchende Ansätze bei der Arbeit mit Jugendlichen – vor allem Streetwork und Mobile Jugendarbeit – detailliert beschrieben werden.

Der empirische Teil, am Beispiel „Streetwork in Voitsberg“ angesiedelt, gestaltet sich wie folgt: Im fünften Kapitel werden die Arbeitsmethodik, die Zielgruppe sowie die Angebote von „Streetwork in Voitsberg“ dargestellt. In Kapitel sechs werden Vernetzungen zwischen Streetwork in Voitsberg und anderen Projekten bzw. Institutionen hervorgehoben. Weiters wird kurz auf die verschiedenen Institutionen bzw. Projekte eingegangen, Gemeinsamkeiten bzw. Schwierigkeiten des Zusammenarbeitens werden differenziert dargestellt. Die Datenerhebungsmethode und Zielsetzungen der Arbeit sowie die Durchführung der Interviews finden sich in Kapitel sieben. Darauf folgen Auswertungsverfahren und die Beantwortung der Forschungsfragen in Kapitel acht. In Kapitel neun werden die wichtigsten Ergebnisse der Auswertung sowie neu gewonnene Erkenntnisse im Kontext von „Streetwork in Voitsberg“ und dem Bezirk Voitsberg dargestellt. An dieser Stelle war es mir sehr

wichtig auf Zusammenhänge der gewonnenen empirischen Daten mit der Region Voitsberg in Hinblick auf bestehende Missstände und gegebene Ressourcen näher einzugehen. Das letzte Kapitel beinhaltet eine Zusammenfassung und einen Ausblick. In der Zusammenfassung werden die wichtigsten Ergebnisse des theoretischen und empirischen Teils kurz angeführt. Im Ausblick werden die Grenzen meiner Arbeit und der Hintergrund der gewonnenen Ergebnisse aufgezeigt. Da meiner Meinung nach jede Diplomarbeit auch ihre Nützlichkeit haben sollte, findet sich hier eine Anregung für mögliche weitere wissenschaftliche Arbeiten.

1 Lebensphase Jugend

1.1 Geschichte des Jugendalters

Historisch gesehen bildete sich die Jugend als eigene Lebensphase und Generation im 19. Jh. heraus (vgl. Gängler 1998, S. 400). Vor der Industrialisierung lebten Kinder vor allem in landwirtschaftlichen Betrieben mit mehreren Generationen zusammen und wurden quasi als kleine Erwachsene behandelt.

Mit der Industrialisierung kam es zu einer Trennung zwischen Arbeitsplatz und Wohnort. In dieser Zeit kam es auch zur Trennung von Kindern und Erwachsenen in ihren alltäglichen Handlungsabläufen. Kinder wurden nicht mehr als kleine Erwachsene betrachtet und es entwickelte sich ein neues pädagogisches Grundverständnis. Durch das allgemeine Schulwesen, das immer mehr ausgebaut wurde, entstanden für Kinder neue Lebensräume, die sich von denen der Erwachsenen deutlich unterschieden. Viele Bereiche des Lebens wurden kinderspezifisch geformt und waren nicht nur für die bürgerliche Schicht sondern auch für die unterprivilegierte Arbeiterschicht zugänglich. Mit diesem Prozess verschob sich (zunächst nur in den bürgerlich sozialen Schichten) auch der Zeitpunkt des Übergangs in das Erwachsenenleben bis über den Zeitpunkt der Pubertät hinaus. So gesehen entwickelte sich in dieser Zeit eine neue Phase, die Jugendphase (vgl. Hurrelmann 1997, S. 26 ff).

1.2 Zum Begriff „Jugend“

Der Begriff „Jugend“ ist in der Jugendforschung nicht unumstritten, verschiedene Ansichten herrschen besonders bezüglich der Altersbegrenzung vor. Im Allgemeinen kann gesagt werden, dass die Jugendphase etwa im Alter von 12 Jahren beginnt und sich vom Zeitraum nach hinten verlagert hat, d.h. sie endet zwischen 20 und 30 Jahren. Die Grenze nach unten zum Kind und nach oben zum Erwachsenen sind fließend. Die Jugendphase wird heute größtenteils selbst bestimmt, sie endet nicht mit der Volljährigkeit, sondern damit, wie sich die Jugendlichen selbst sehen, d.h., ob sie sich noch als jugendlich definieren wollen, an der Jugendkultur teilnehmen oder sich schon dem Erwachsenenstatus zugehörig fühlen. Altersgruppendefinitionen dienen

eher dazu, jugendspezifische Forschungsdaten zu vergleichen, damit Entwicklungsverläufe nachgezeichnet werden können.

In diesem Kapitel, wie auch in den folgenden, werde ich immer wieder Ergebnisse aus dem „4. Bericht zur Lage der Jugend in Österreich“ anführen. In Auftrag gegeben wurde dieser vom Bundesministerium für Soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz. Im Teil A, dem „Jugendradar 2003“, ist ein umfassender Überblick über Bedürfnisse, Interessen und Lebenslagen der 14 bis 30-jährigen ÖsterreicherInnen (insgesamt 1549 Zielpersonen) zu finden. AutorInnen dieses Berichtes sind Beate Großegger und Manfred Zentner.

Der Einfachheit und Verständlichkeit wegen, werde ich bei der Zitierweise den „4. Bericht zur Lage der Jugend in Österreich“ immer nur als Kürzel „4. B. J. Ö. Teil A 2003“ angeben und auf die Nennung der AutorInnen verzichten.

Wie aus dem 4. Bericht zur Lage der Jugend in Österreich hervorgeht sind folgende drei Gruppierungen in der österreichischen Jugendforschung am ehesten verbreitet, worauf sich auch der Jugendbericht bei seinen Forschungen bezieht:

- Die Gruppe der 10 bis 14-Jährigen die oft auch als „Kids“ bezeichnet werden, sie stehen an der Schwelle vom Kind zum Jugendlichen.
- Die 14 bis 19-Jährigen Jugendlichen.
- Die Gruppe der jungen Erwachsenen, in welche die 20 bis 24-Jährigen hinein fallen.

Der 4. Bericht zur Lage der Jugend hat es bei seiner Untersuchung allerdings vorgezogen, die Gruppe der 20 bis 30-Jährigen zusammenzufassen. Diese Altersdefinitionen orientieren sich im Großen und Ganzen nach dem österreichischen Bildungssystem: Pflichtschule, höhere Schule/Lehre, Studium/Berufseintritt (vgl. 4. B. J. Ö., Teil A 2003, S. 4).

1.2.1 Gesetzliche Richtlinien für Jugendliche in Österreich

Eine kurze Einführung in das Jugendschutzgesetz erschien mir sinnvoll, da in den nächsten Abschnitten die Themen Sucht, Devianz und Kriminalität behandelt werden. Außerdem werde ich in meinem empirischen Teil näher auf die jugendliche Klientel von Streetwork in Voitsberg eingehen, die mit diesen Themenbereichen besonders konfrontiert ist (vgl. dazu Kapitel 5).

Das Jugendschutzgesetz dient zum Schutz von Kindern und Jugendlichen, vor Gefahren, welche ihre Entwicklung beeinträchtigen. In Österreich hat jedes Bundesland ein eigenes Jugendschutzgesetz, es gilt das jeweilige, in dem sich der/die Jugendliche aufhält. Im Folgenden möchte ich nicht das gesamte Jugendschutzgesetz erklären, sondern gehe nur auf einige Punkte ein, um einen Überblick zu geben.

- Als Jugendliche/r gilt eine Person ab dem vollendeten 12. bzw. vollendeten 14. Lebensjahr bis zum vollendeten 18. Lebensjahr.
- Der Konsum von ungebrannten alkoholischen Getränken und von Tabak sind den Jugendlichen ab dem 16. Geburtstag gesetzlich gestattet.
- Gesetzlich untersagt ist den Jugendlichen der Genuss von Suchtmitteln, der Aufenthalt in Nachtlokalen sowie in Glücksspiellokaliäten. Der Erwerb, Besitz oder die Verwendung von jugendgefährdenden Gegenständen (z. B. Pornographie, Horrorvideos usw.) ist ihnen ebenfalls nicht erlaubt.

Strafmündigkeit von Jugendlichen:

Mit Vollendung des 14. Lebensjahres wird eine/ein Jugendliche/r strafmündig und deliktfähig. Das bedeutet, dass Jugendliche dieses Alters für fahrlässig oder vorsätzlich begangene Straftaten zur Verantwortung gezogen werden und für die Schäden, die sie verursacht haben, aufkommen müssen.

Bis zum 19. Geburtstag finden jedoch noch die Bestimmungen des Jugendgerichtsgesetzes Anwendung, die weniger hohe Strafen als für Erwachsene vorsehen. Ist die/der Jugendliche zum außergerichtlichen Tatausgleich bereit bzw. ist ihr/sein Verschulden nicht schwer, kann das Strafverfahren mit Auflage oder auf Probe eingestellt werden. Das bedeutet, dass es kein Urteil und auch keine Vorstrafe gibt (vgl. Jugendschutz in Österreich, <http://www.pflegenet.at/pn/jugendschutz2001.htm> 18.01. 2006).

1.3 Wichtige Entwicklungsaufgaben in der Lebensphase Jugend

1.3.1 Die körperliche Entwicklung

Die Jugendperiode ist eine Übergangsperiode, in der das Kind körperlich erwachsen wird, was in diesem Fall bedeutet, dass es ausgewachsen ist. Durch die Zusammenwirkung verschiedener Hormone kommt es zu einem Wachstumsschub, der sich meist über zwei Jahre hinzieht. Bei Mädchen liegt diese Phase zwischen 11 und 13 Jahren und erreicht ihren Höhepunkt mit 12 Jahren. Bei Jungen liegt diese Zeit zwischen 13 und 15 Jahren und erreicht ihren Höhepunkt mit 14 Jahren.

Parallel zur Zunahme der Größe verläuft die Zunahme des Gewichts, da die größte Gewichtszunahme auf die des Wachstums des Skeletts zurückzuführen ist. Auch hier macht sich ein deutlicher Unterschied zwischen Mädchen und Jungen bemerkbar. Während bei den Burschen die Gewichtszunahme (insofern sie nicht mit dem Wachstum des Skeletts zusammenhängt) vor allem eine Stärkung der Muskulatur ist, wird bei Mädchen die Gewichtszunahme zum Teil durch die Zunahme von Fett bestimmt, d.h. vor allem Oberschenkel, Gesäß, Hüften, Oberarme und Brüste runden sich. Die Rundung verleiht dem Mädchen seine weibliche Form bzw. das Breiterwerden der Schultern dem Jungen die männliche Form. In dieser Phase müssen die Jugendlichen lernen mit diesen körperlichen Veränderung umzugehen. Reaktionen von außen auf die körperliche Erscheinung gewinnen zunehmend an Bedeutung und sind auch maßgebend für das Selbstwertgefühl der Jugendlichen (vgl. Mönks/Knoers 1996, S. 186-187).

Es wird nun notwendig, dass sich die Mädchen und Jungen in dieser Phase ihres Lebens mit ihrer eigenen Geschlechterrolle identifizieren können (vgl. Hurrelmann/Bründel 1997, S. 41).

Die Körperwahrnehmung und Zufriedenheit spielen für die meisten jungen ÖsterreicherInnen eine große Rolle. Sportarten wie zum Beispiel Beachvolleyball, bei denen man den eigenen Körper präsentieren kann, erfreuen sich immer größerer Beliebtheit. Das körperliche Erscheinungsbild ist auch in vielen jugendkulturellen Strömungen eine Priorität. In der Hip-Hop-Szene werden muskulöse Männer und Frauen mit festem Gesäß und großen Brüsten bevorzugt, in der Heavy Metal- Szene ist ein Bierbauch in Ordnung und im Alternativ Rock sind vollschlanke Frauen sehr

beliebt. Leider nehmen sich viele Mädchen sehr dünne Models als Vorbild, Magersucht ist noch immer eine weit verbreitete Krankheit, gleichzeitig nimmt Adipositas, die Fettleibigkeit, immer mehr zu.

Immerhin gibt ein Viertel der 14 bis 19-jährigen Mädchen an, sehr viel Zeit für ihr Styling zu investieren, eine gute Figur ist für 60% der 14 bis 30-Jährigen sehr wichtig und jede fünfte Österreicherin in dieser Altersgruppe hält Diät. Bei den Burschen und jungen Männern geben 88% an zufrieden mit ihrem Aussehen zu sein. Styling bzw. gutes Aussehen spielen vor allem für die ungebundenen jungen Männer eine wichtige Rolle (vgl. 4. J. B. Ö., Teil A 2003, S. 252ff).

1.3.2 Geschlechtliche Entwicklung und Entwicklung der Sexualität

Parallel zum Körperwachstum entwickelt sich durch die Hormonveränderung die geschlechtliche Reife. Dabei werden die primären und die sekundären Geschlechtsmerkmale ausgebildet. Zu den primären Geschlechtsorganen zählen jene Organe, die direkt beim Geschlechtsakt und der Fortpflanzung beteiligt sind. Bei Mädchen zählen dazu die Gebärmutter und die Eierstöcke, die Vagina, Schamlippen und die Klitoris, bei den Jungen der Penis, die Hoden und der Hodensack.

Die sekundären Geschlechtsmerkmale sind für die Fortpflanzung nicht notwendig, sind jedoch kennzeichnend für die Weiblichkeit bzw. Männlichkeit der Person. Dazu zählen die Schamhaare (auch Pubes genannt, wovon sich der Begriff „Pubertät“ herleitet) und die typische, wie bereits oben erwähnt, weibliche bzw. männliche Gestalt.

Bei den Mädchen stellt sich eine Zunahme des Haarwuchses überwiegend auf dem Kopf, in den Achselhöhlen und im Genitalbereich ein. Bei den Jungen hingegen kommt es zusätzlich zu einer Zunahme der Behaarung an Armen und Beinen, auf der Brust und im Gesicht (Barthaar).

Das wichtigste sekundären Merkmale bei Mädchen ist das Brustwachstum, bei Jungen der Stimmbruch und das Sichtbar Werden des Adamapfels.

Die erste Regelblutung setzt im Durchschnitt mit etwa 13 Jahren ein, jedoch dauerte es vom Zeitpunkt der Menarche noch ca. eineinhalb Jahre, bis das Mädchen wirklich geschlechtsreif ist, d.h. schwanger werden kann. Bei Jungen kommt es zu einer Zeugungsfähigkeit mit frühestens 14 Jahren, wobei Ejakulationen schon weit vor diesem Alter einsetzen (vgl. Mönks/Knoers 1996, S. 188ff).

Mit spätestens sechzehn gehen die meisten Jugendlichen erotische Beziehungen ein wobei es teilweise zu sexuellen Kontakten kommt. Damit stabile Freundschaften und Liebesbeziehungen überhaupt eingegangen werden können, muss ein Mindestmaß an emotionaler Sicherheit vorhanden sein, das sich wiederum positiv auf das Selbstwertgefühl der Jugendlichen auswirkt (vgl. Hurrelmann/Bründel 1997, S. 41-42).

Feste Paarbeziehungen sind für die jungen ÖsterreicherInnen sehr wichtig: So stehen schon 36% der 14 bis 19-jährigen Mädchen in einer festen Beziehung bei den Jungen hingegen nur 18%. Daraus kann man schließen, dass Mädchen dieser Altersgruppe etwas ältere junge Männer als Partner nehmen. Zwischen 25 und 30 Jahren nähern sich die Zahlen beider Geschlechter hinsichtlich der Wichtigkeit von Beziehungen aneinander an (vgl. 4. B. J. Ö., Teil A 2003, S. 32-33).

1.3.3 Entwicklung von freundschaftlichen Beziehungen

Kennzeichnend für das Jugendalter ist der eigenständige Aufbau von Beziehungen zu Gleichaltrigen (vgl. dazu Kapitel 5.4.1). Im Alter zwischen zwölf und vierzehn kommt es normalerweise zu immer eigenständigeren Aktivitäten, die nicht mehr von den Eltern gesteuert werden. Von großer Wichtigkeit für Jugendliche in dieser Zeit ist es eine gute Position bei den peers (Gruppe der Gleichaltrigen) zu erlangen, angesehen und anerkannt zu werden. Werden sie zurückgewiesen und ausgeschlossen, kann es zu Gefühlen starker Anspannung, Einsamkeit und Isolation kommen (vgl. Hurrelmann/Bründel 1997, S. 41).

Zwischen 1990 und 2000 hat es einen markanten Anstieg der Wichtigkeit von freundschaftlichen Beziehungen gegeben: 79% der 14 bis 19-jährigen Mädchen und 66% der Burschen geben an, dass ihnen gute Freundschaften (Gleichaltrige, denen sie vertrauen und mit denen sie über alles reden bzw. viel erleben können) sehr wichtig sind. Burschen ist ein gleichgeschlechtlicher Freund sehr wichtig, Mädchen haben öfter Mädchen und Burschen als Freunde. In der Gruppe der 25 bis 30-jährigen jungen Frauen nimmt die Bedeutung von Freundschaften leicht ab, bei den jungen Männern nimmt diese leicht zu (vgl. 4. B. J. Ö., Teil A 2003, S. 7ff).

1.3.4 Ablösung von den Eltern

Auch wenn die Jugendlichen weiterhin wirtschaftlich und räumlich von den Eltern abhängig sind, sich an deren Werten orientieren und diese weiterhin wichtige

emotionale Bezugspersonen bleiben, beginnt eine Ablösung von ihnen mit ca. 12 Jahren. Überbehütung bzw. Vernachlässigung kann zu erheblichen Störungen bei den Unabhängigkeitsstrebungen der Jugendlichen führen (vgl. Hurrelmann/Bründel 1997, S. 42).

An dieser Stelle ist anzumerken, dass Mädchen und junge Frauen etwas familienorientierter sind als Burschen und junge Männer. Mit Familie werden unabhängig von Alter und Geschlecht Werte wie Harmonie, Vertrauen und Sicherheit verbunden. Die Mehrheit gibt auch an einen liberalen Erziehungsstil erfahren zu haben, sich in der Familie geborgen zu fühlen und dass von Seiten der Eltern auf eine gute Ausbildung geachtet wurde. Von allen wird kritisiert, dass Eltern oft zu wenig Verständnis für ihre Probleme aufbringen (vor allem in der Gruppe der 14 bis 19-jährigen Mädchen) und dass sich die Eltern für ihr Fehlverhalten nicht entschuldigen können (4. B. J. Ö, Teil A 2003, S. 22ff).

1.3.5 Aufbau eines eigenständigen Wertesystems

Mit ungefähr 13 Jahren wird von der (erwachsenen) Gesellschaft erwartet, dass Jugendliche ihre eigenen kulturellen, ethischen, moralischen und politischen Werte sowie Kompetenzen entwickeln. Auf der einen Seite wird von den Erwachsenen Verantwortungsbewusstsein in öffentlichen Belangen eingefordert, auf der anderen Seite jedoch haben Jugendliche in dieser Zeit noch ein geringes politisches Mitspracherecht. Jugendliche müssen mit diesen Widersprüchen zurechtkommen, was zu starken Verunsicherungen und Protesten führen kann (vgl. Hurrelmann/Bründel 1997, S. 42).

Jugendliche sind heute mit einer Vielzahl von weltanschaulichen Mustern konfrontiert, Sinn(findung) wird immer mehr zu einer individuellen Entscheidung. Traditionelle Weltanschauungen, die Kirche und Politik vermitteln, verlieren zunehmend an Bedeutung.

Wie aus der 13. Shell Jugendstudie 2000 hervorgeht, tendieren Jugendliche und junge Erwachsene immer mehr dazu ihre Werte und Lebensphilosophien an die aktuellen Lebensbedingungen anzupassen und sie mit veränderten Lebensbedingungen und Alltagserfahrungen zu modifizieren. Sie mixen gewissermaßen aus ihrer biographischen Situation heraus ein individuell gestaltetes Orientierungsschema, ihren persönlichen „Werte-Cocktail“:

Die wichtigsten Lebensziele von Mädchen und jungen Frauen sind ein Beruf, der ihnen Spaß macht, gute FreundInnen, einen Partner, dem sie vertrauen können, ein harmonisches Familienleben, Spaß und Lebensgenuss, Eigenverantwortung und Sicherheit.

Bei den Burschen und jungen Männern haben ein Beruf, der Spaß macht, FreundInnen, Spaß und Lebensgenuss, Sicherheit im Alltag und Beruf und ein harmonisches Familienleben oberste Priorität (vgl. 4. B. J. Ö., Teil A 2003, S. 153ff). Aus dem 4. Bericht zur Lage der Jugend in Österreich geht hervor, dass sich Interesse an Politik und gesellschaftspolitisches Engagement nicht gleichsetzen lassen. Jugendliche aus dieser Untersuchung weisen sehr wohl ein politisches Interesse auf, wenngleich sie sich nicht sehr von den traditionellen Formen politischer Beteiligung angesprochen fühlen. Die Mitgliedschaft in einem Verein oder in einer Organisation empfinden viele Jugendliche nicht mehr als zeitgemäß, das macht sichtbar, dass es dringend neuer Möglichkeiten bedarf, woran sich Jugendliche aktiv beteiligen können (vgl. ebd., S. 225ff).

1.3.6 Schule/Ausbildung/Beruf

Die Schule bzw. der Beruf nehmen zeitlich einen großen Raum des jugendlichen Alltags ein und besitzen einen hohen Stellenwert, an Jugendliche werden hohe Ansprüche in Bereichen der intellektuellen Leistung und der sozialen Kompetenz gestellt (vgl. Hurrelmann/Bründel 1997, S. 42).

Unabhängig vom Geschlecht sind den jungen ÖsterreicherInnen vor allem drei Dinge wichtig: Eine gute Bezahlung, ein sicherer Arbeitsplatz und eine berufliche Tätigkeit, die ihnen im Großen und Ganzen Spaß macht (vgl. dazu Kapitel 8.2.1, Code 13). Wichtig ist ihnen weiters ein gutes Arbeitsklima und die Zusammenarbeit mit netten KollegInnen.

Geschlechtsspezifische Unterschiede gibt es vor allem in der Bewertung von Vereinbarkeit von Beruf und Familie der 25 bis 30-Jährigen, 54% der Frauen erwarten sich von einem Beruf, dass er mit dem Familienleben vereinbar ist, bei den Männern sind es 37%.

Bei der Berufswahl von Lehrlingen und berufstätigen Jugendlichen lässt sich feststellen, dass für Mädchen die so genannt typischen Frauenberufe sehr attraktiv sind, auch für Burschen sind es traditionelle Männerberufe.

Bei den nicht erwerbstätigen Jugendlichen und jungen Erwachsenen sind deutlich geschlechtsspezifische Unterschiede bemerkbar. Gesundheits- und Sozialberufe sind die beliebteste Wahl der jungen Österreicherinnen, gefolgt von „Tourismus/Gastronomie“, „Marketing und Werbung“ sowie „Geld-, Kredit- und Versicherungswesen“

Bei den Burschen und jungen Männern stehen Berufe im technischen Bereich und der EDV-Sektor an erster Stelle, gefolgt von „Tourismus/Gastronomie“ sowie „Industrie“ und „Bauwesen“ (vgl. 4. B. J. Ö., Teil A 2003, S.187ff).

1.3.7 Aufbau selbstständiger Konsummuster

Damit ist die Fähigkeit Jugendlicher gemeint sich am Freizeit- und Konsumsektor zurechtzufinden und mit materiellen Verlockungen adäquat umzugehen. Die Nutzung des Freizeit- und Konsummarkts gehören zu einer der wichtigsten jugendspezifischen Entwicklungsaufgaben (vgl. Hurrelmann/Bründel 1997, S. 42).

1.3.7.1 Das Freizeitverhalten der jungen ÖsterreicherInnen

Musik und Radio hören, Fernsehen und die Freizeit mit FreundInnen zu gestalten gehören zu den beliebtesten, alters- und geschlechtsunabhängigen Aktivitäten der jungen ÖsterreicherInnen. Für beide Geschlechter ist das Handy ein fixer Bestandteil des Alltags.

Bei den geschlechtsspezifischen Unterschieden sticht deutlich hervor, dass Mädchen und junge Frauen in ihrem Freizeitverhalten sehr sozial eingestellt sind. Ihnen sind soziale Kontakte besonders wichtig, sie lieben das Gespräch und die Kommunikation und interessieren sich für Menschen und deren Probleme. Burschen und junge Männer zeigen sich in ihrem Verhalten deutlich weniger gesprächs-orientiert, dafür mehr erlebnis- bzw. actionorientiert. Sie haben ein höheres Interesse an technologievermittelten Spielkulturen.

Mit steigendem Alter nähern sich die Geschlechter jedoch in ihrem Freizeitverhalten an. Eine Ausnahme bildet das Internet; hier gleichen sich die Geschlechter in den jüngeren Altersgruppen eher einander an als in den älteren (vgl. 4. B. J. Ö., Teil A 2003, S. 48-49).

1.3.7.2 Einkommen und Konsumverhalten

Aus dem 4. Bericht zur Lage der Jugend geht hervor, dass (insgesamt betrachtet) junge ÖsterreicherInnen über nicht unbeträchtliche Geldmittel verfügen, wobei Einkommensunterschiede nach wie vor geschlechtsspezifisch zugunsten der jungen Männer vorhanden sind. Auch bei der Verschuldung gleichen sich beide Geschlechter aneinander an.

Prägnante Unterschiede gibt es beim Konsumverhalten zwischen Mädchen und jungen Frauen bzw. Burschen und jungen Männern. Frauen kaufen gerne ein (vgl. dazu Kapitel 8.2.1, Code 6), sie neigen mehr zu einem kompensatorischen Kaufstil und sind auch impulsgesteuerter bei der Auswahl ihrer Artikel als Männer (vgl. 4. B. J. Ö., Teil A 2003, S. 149ff).

1.4 Entwicklungsprobleme und Problemverhalten im Jugendalter

Wie bereits erwähnt stellt die psychologische, physiologische und soziologische Entwicklung im Jugendalter eine hohe Anforderung dar. Jugendliche müssen mit den schnellen Veränderungen von körperlicher Entwicklung, Gefühlslagen, Denkweisen und Reaktionsmustern und den Neuaufbau ihrer eigenen Identität in einem Abschnitt ihres Lebens zurecht kommen, in dem von ihnen gleichzeitig soziokulturelle Anpassungs- und sozioökonomische Qualifizierungsleistungen verlangt werden. Daraus kann sich eine Art der Konfliktverarbeitung und Problembewältigung für Jugendliche ergeben, die risikohaft und unproduktiv ist.

Jugendliche entwickeln im Lauf ihrer Entwicklung bestimmte rigide Muster der Problembewältigung, die fest in ihrer Persönlichkeitsstruktur verankert sind und auch die eigene Geschichte vergangener Auseinandersetzung mit der sozialen Lebenslage und der Bewältigung von verschiedenen Situationen widerspiegeln. Hieraus entwickelt sich ein individueller Bewältigungsstil von neu auftretenden Problemen, wobei es wesentlich ist inwieweit die Jugendlichen fähig sind ihre Probleme zu analysieren und aufzuarbeiten.

Als günstig für eine flexible Problembewältigung erweisen sich eine gut strukturierte, jedoch flexible Art der Wahrnehmung, mit der spontan auf die soziale Realität

reagiert werden kann. Als eher ungünstig erweisen sich ausweichende, vermeidende, bzw. passive Reaktionsstrategien.

Nicht nur die Problembewältigungskompetenz ist ausschlaggebend, ob Entwicklungsaufgaben von den Jugendlichen gut gehandhabt werden (vgl. Hurrelmann 1997, S. 195). Besonders hervorzuheben sind neben den persönlichen, auch die sozialen Ressourcen, wie z. B. Unterstützungssysteme (Familie, Schule, professionelle HelferInnen, Jugendhilfe, Freundeskreis), die den Jugendlichen zur Verfügung stehen (vgl. ebd., S. 247). Das gilt vor allem für Problemlagen, die durch eigenes Handeln nicht sehr beeinflusst werden können, wie z. B. Arbeitslosigkeit, Beziehungskrisen, Schulversagen. Gerade hier ist es wichtig, dass Bezugspersonen und verschiedene Institutionen zur Verfügung stehen und vernetzt werden können.

Richtung der Problemverarbeitung	Gesellschaftliche Bewertung der Problemverarbeitung		
	konform	nonkonform	deviant
nach außen (konfliktorientiert)	Beteiligung an Bürgerinitiativen	Beteiligung an politischen Protestgruppen	Beteiligung an illegalen (kriminellen) Gruppen
nach innen (rückzugsorientiert)	unkontrollierter Konsum von Medikamenten	Suizidversuch	Konsum illegaler Drogen

Tabelle 1.1: Beispiele für die unterschiedlichen Formen der Problemverarbeitung (Quelle: Hurrelmann 1997, S. 198).

Ist nun das Verhältnis zwischen der eigenen Problemlösungskapazität und den gegenwärtigen Anforderungen gestört, können sich Lösungsversuche entwickeln, die für die Gesellschaft als inakzeptabel gelten. Ausweichreaktionen können sich in Form von psychosozialen Symptomen der Problembearbeitung und -verarbeitung sowie Dissozialität und Delinquenz, psychosomatischen Störungen und gesundheitsgefährdendem Verhalten zeigen (vgl. dazu Kapitel 8.3). Diese stellen eine sozial gemiedene oder geächtete und damit für die Person bedenkliche und gefährliche Strategie der Reaktion auf Problemkonstellationen dar. Die Form der Auseinandersetzung mit der eigenen Lebenslage ist somit eine „fehlgeleitete“.

Das Problemverhalten kann sich nach außen bzw. nach innen richten (siehe dazu auch Tabelle 1.1). Damit ist gemeint, dass sich Jugendliche an Institutionen oder Bezugspersonen wenden bzw. sich mit dem eigenen Selbst auseinandersetzen.

Eine weitere Unterscheidung muss hinsichtlich der gesellschaftlichen Reaktion auf das Problemlösungsverhalten gemacht werden:

- Das Problemlösungsverhalten geht konform mit den von der Gesellschaft vorherrschenden Normen und Verhaltenserwartungen.
- Das Problemlösungsverhalten geht nonkonform bzw. deviant mit den von der Gesellschaft vorherrschenden Normen und Verhaltenserwartungen.

Nonkonformes Handeln meint hier, ein Handeln, dass nicht prinzipiell gegen gesellschaftliche Werte verstößt, sondern sie nur in einer übersteigerten Form bzw. in einer verfremdeten Weise umsetzt (vgl. ebd., S. 193ff).

1.4.1 Deviantes und kriminelles Verhalten im Jugendalter

Wie in Kapitel 1.4 bereits erwähnt gehören kriminelles bzw. deviantes Verhalten zu der nach außen gerichteten und konfliktorientierten Problemverarbeitung Jugendlicher.

Als sozial abweichendes (deviantes) Verhalten werden alle Arten von normverletzenden und sozial unerwünschten Handlungsweisen bezeichnet, unabhängig von ihrer rechtlichen Strafbarkeit.

Kriminelles bzw. delinquentes Verhalten hingegen bezeichnet jene devianten Formen, die nach gesetzlicher Festlegung strafbar sind: Diebstahl, Körperverletzung, Konsum illegaler Drogen usw.

Alle anderen Formen können zur der Kategorie des nonkonformen Verhaltens gezählt werden. Deviante und delinquente Formen der Problemverarbeitung zeichnen sich dadurch aus, dass sie neben einer gesellschaftlichen Unerwünschtheit auch „förmlich geächtet und sanktioniert“ werden, da sie gegen geschriebene und ungeschriebene Normen verstoßen (vgl. Hurrelmann 1997, S.199).

1.4.2 Ursachen von Kriminalität

Kriminalität ist bezeichnend für die Lebensphase „Jugend“ mit ihrem Übergangscharakter in den Erwachsenenstatus und sie ist Ausdruck einer nicht gelungenen sozialen Integration. Jugendliche die sich deviant verhalten finden in der

Schule oder im Beruf keine sozial anerkannte Form Leistung zu erbringen und selbstständig zu sein bzw. zu werden. Die Folge daraus ist, dass es ihnen nicht möglich ist einen von der Gesellschaft akzeptierten autonomen Lebensstil zu entwickeln. Sie werden im Prozess der sozialen Integration in eine Außenseiterposition gedrängt und weichen auf einen Weg aus, der sich negativ auf sie auswirkt.

Nach einer sozialstrukturellen Analyse von Engel und Hurrelmann im Jahr 1992, die eine große Gruppe delinquent gewordene Jugendlicher untersuchte, wird ersichtlich, dass nicht die Abwendung vom vorherrschenden Wertesystem, sondern der hohe Grad der Übereinstimmung vom Wertesystem abweichendes Verhalten erzeugt. An einer Leistungs- und Prestigeerwartung zu scheitern ist nur für diejenigen Menschen erschütternd und schmerzhaft, die diese Erwartungen teilen und diese gesellschaftlichen Werte akzeptieren.

Eine wichtige Entwicklungsaufgabe für Jugendliche in dieser Lebensphase stellt die Schule bzw. die vorberufliche Ausbildung dar, sie ist wichtig um in Zukunft eine möglichst gute soziale Position im Berufsleben zu erreichen. Ist das Ziel statusbezogenen Erfolg durch Leistung zu erreichen bedroht, kann die Bereitschaft entstehen, eigene statusbezogene Ziele auch mit anderen, von der Gesellschaft, nicht akzeptierten, delinquenten, vielleicht auch aggressiven Mitteln zu verfolgen (vgl. dazu Kapitel 9).

Eine weitere große Rolle spielen nicht nur die Anerkennung und Wertschätzung durch Schule bzw. Ausbildungsstätten, sondern vor allem die soziale Stellung in der Gleichaltrigengruppe. Wenn Erwartungen, die an die peers gestellt wurden, enttäuscht werden, kann dies ein weiterer Faktor für Devianz sein.

Auch der Grad der Verfügbarkeit über gewisse Freizeit- und Konsumgüter (Kleidung, Schmuck, Fahrzeuge, Mediengüter usw.), dem gerade im Jugendalter eine besondere Bedeutung beigemessen wird, muss hier Beachtung finden.

Je schlechter ein Jugendlicher mit gewissen Statusobjekten ausgestattet ist umso eher sinkt die Chance, die Gunst der peers zu erlangen. Finden die Jugendlichen jetzt keinen konstruktiven und sozial akzeptierten Weg kann es oft zu aggressiven Verhaltensweisen kommen, von denen angenommen wird, dass mit körperlicher Gewalt ein gewisser sozialer Status erreicht wird. Aggressivität und Gewalt zählen zu den häufigsten Erscheinungsformen von deviantem Verhalten im Jugendalter (vgl. Hurrelmann 1997, S. 202ff).

2 Sucht und Abhängigkeit von stoffgebundenen Substanzen

In diesem Kapitel möchte ich speziell auf das Suchtverhalten Jugendlicher eingehen, da dies eines der größten behandelten Problemfelder von Streetwork in Voitsberg darstellt (vgl. dazu Kapitel 8.2.1, Code17 und Kapitel 9.1). Zuvor aber werde ich noch näher auf die Entstehung von Sucht eingehen, da dies meines Erachtens den Grundstein dafür bildet, sich mit diesem Thema verantwortungsvoll auseinander setzen zu können.

Ich beziehe mich in diesem Kapitel größtenteils auf das Buch „Drogengebrauch – Drogenmissbrauch“, geschrieben von Klaus Hurrelmann und Heidrun Bründel, die in ihrer Einleitung hervorheben, dass der Gebrauch von psychoaktiven Substanzen, seien es illegale oder legale Substanzen als eine spezifische, wegen des Suchtpotentials der Drogen problematischen Form der Lebensbewältigung zu sehen ist. Die Grenzen zwischen Drogengebrauch und Drogenmissbrauch sind fließend sowie auch die Art von Konsum in einer Gesellschaft als „normal“ beziehungsweise als „abweichend“ bewertet wird (vgl. Hurrelmann/Bründel 1997, S. 1ff).

2.1 Zum Begriff Gesundheit

Der Begriff Gesundheit spielt in der Diskussion um Drogen eine zentrale Rolle. Betrachtet man ihn vom interdisziplinären Ansatz aus, bedeutet Gesundheit nicht nur die Abwesenheit von Krankheit, sie ist vielmehr das Ergebnis einer aktiv betriebenen Balance der sozialen, psychischen und körperlichen Kräfte eines Menschen.

Gesundheit ist dann gegeben, wenn ein Mensch die Balance zwischen eigenen Wünschen und Möglichkeiten und den Anforderungen seines Körpers, den psychischen Bedürfnissen und den gesellschaftlichen Erwartungen sowie den ökologischen Lebensbedingungen herstellen kann, wenn er die eigene Lebensgestaltung an die wechselhaften Belastungen des Lebens anpassen und dabei seine individuelle Selbstbestimmung sichern kann (vgl. Hurrelmann/Bründel 1997, S. 5).

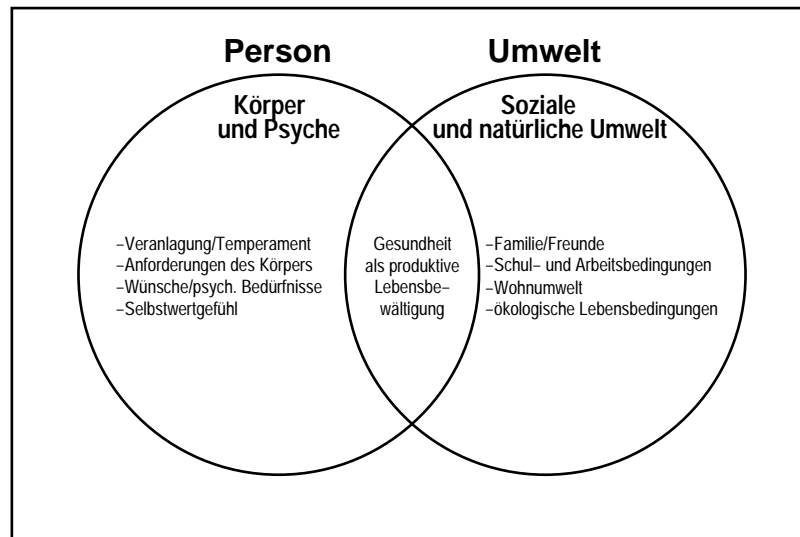


Abbildung 2.1: Zusammenspiel der Faktoren Person und Umwelt

(Quelle: Hurrelmann/Bründel 1997, S. 6).

In Abbildung 2.1 und Abbildung 2.2 wird gezeigt, dass aus beiden aufgeführten Feldern positive oder negative Impulse für die Aufrechterhaltung der Gesundheitsbalance kommen können. Negative Impulse, die lange andauern, stellen erhebliche Risiken für eine gesunde Entwicklung dar: Aus dem „Personenkreis“ wären das z. B. eine schwere psychische oder physische Krankheit oder eine Behinderung.

Bei dem „Umweltkreis“ kommen dafür beispielsweise eine schlechte Wohnsituation, eine disharmonische Familiensituation, Überforderung im Beruf oder in der Ausbildung, hohe Umweltverschmutzung usw. in Frage.

Geht man nun der Frage nach, wie krankheitsanfällig ein Mensch ist, muss ein Blick auf die zur Verfügung stehenden seelischen, sozialen und körperlichen Ressourcen geworfen werden. Ist das Verhältnis von Risiko- und Schutzfaktoren gestört, kommt es zu einem Ungleichgewicht in der Gesundheitsbalance, sprich einem Übermaß an z. B. körperlichen Störungen. Eine Häufung dieser unvorhergesehenen Belastungen aus der sozialen und ökologischen Umwelt können somit zu einer starken Strapazierung der Bewältigungskapazitäten eines Menschen führen, so dass die Anpassungsfähigkeiten nicht ausreichen.

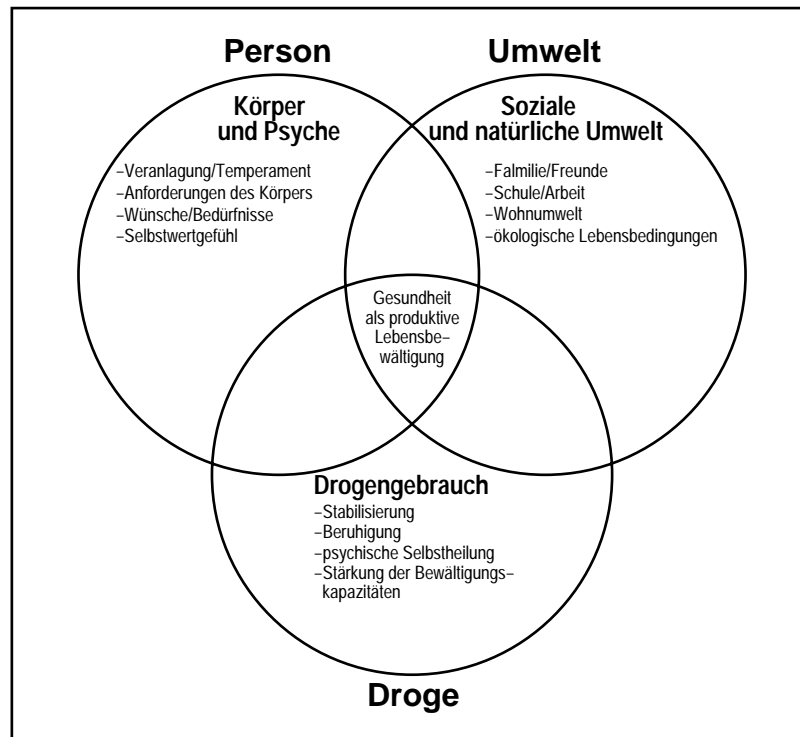


Abbildung 2.2: Gesundheitsbalance unter Einbeziehung des Drogengebrauchs
(Quelle: Hurrelmann/Bründel 1997, S. 8).

Welche Rolle spielen nun psychoaktive Drogen in dieser Gesundheitsbalance? Der Drogenkonsum eines Menschen ist der Versuch produktiv mit seiner eigenen Lebenssituation umzugehen. Drogen werden in der Absicht konsumiert, die Voraussetzungen für die Gesundheitsbalance zu verbessern.

Wie in Abbildung 2.2 deutlich zu sehen ist sind Drogen ein Bestandteil der körperlichen, psychischen, sozialen und ökologischen Regelkreise, die das menschliche Leben bestimmen. Sie wirken je nach Gebrauchs- und Missbrauchsmuster positiv oder negativ bzw. förderlich oder hinderlich auf die Fähigkeit eines Menschen, die Gesundheitsbalance herzustellen. Deshalb können Drogen nicht nur als Substanzen mit einer instrumentellen Funktion für Stabilisierung, Beruhigung, Selbstheilung und Bewältigungsstärkung verstanden werden, sondern müssen zugleich auch als Risikofaktoren und zwar sowohl für Körper und Psyche wie auch für die sozial-ökologische Umwelt gesehen werden. Aus diesem Grund haben sie für die Gesundheitsbalance eine ambivalente, schwer vorhersagbare Bedeutung.

Gesundheit herzustellen ist jedem Menschen nur dann möglich, wenn er gelernt hat, mit Belastungen in seinem Leben umzugehen, seine Bewältigungsmöglichkeiten darauf einzustellen und sie ihnen anzupassen. Sieht man Gesundheit aus dem Blickwinkel einer aktiven Lebensbewältigung, ist sie mit und ohne Drogengebrauch möglich. Werden Drogen gebraucht, kann die Gesundheitsbalance nur so lange aufrecht erhalten werden, wie eine körperliche und psychische Kontrolle des Drogenkonsums gegeben ist. Ein unkontrollierter Drogengebrauch hingegen ist Ausdruck einer zumindest problematischen Form der Lebensbewältigung. Zwar ist der Versuch einer Bewältigung von Belastungen vorhanden, doch ist er inadäquat: Die Droge selbst wird zum Problem, als dessen Lösung sie sich ausgibt. Sie löst sich von ihrer ursprünglichen instrumentellen Funktion, d.h. sie „verselbstständigt“ sich und wird statt zu einem Medium der Lebensbewältigung zu einer eigenständigen gesundheitlichen Belastung (vgl. ebd., S. 5ff).

2.2 Der Weg vom Gebrauch zum Missbrauch

Die Gefahr des Drogenkonsums liegt also darin, dass der ursprüngliche Drogenkonsum, der als Hilfsmittel zur Lebensbewältigung diente, allmählich außer Kontrolle gerät. Genau an diesem Punkt schlägt der Gebrauch zum Missbrauch um. Die DrogenkonsumentInnen schaffen ihre Lebensbewältigung nicht mehr ohne die Droge.

Zum Begriff „Sucht“ gibt es vielerlei Definitionen:

Die etymologische Bedeutung des Worts „Sucht“ ist „siechen“, das Leiden an einer Krankheit. Laut Feuerlein steht er in der deutschen Sprache einerseits gleichbedeutend mit Krankheit (Wassersucht, Schwindsucht), auf der anderen Seite auch mit „lasterhaften Charakterzügen“, wie Habsucht, Rachsucht und Eifersucht. Trotz der ursprünglichen Gleichsetzung mit Krankheit werden Süchtige – besonders Drogensüchtige – von der Gesellschaft stigmatisiert und diskriminiert (vgl. ebd., S. 9). Die WHO versteht unter Drogenabhängigkeit – hier gleichzusetzen mit dem Begriff der Sucht und der damit verbundenen Abhängigkeit von süchtig machenden Stoffen – den „Zustand chronischer bzw. periodischer und durch wiederholten Gebrauch einer synthetischen bzw. natürlichen Droge hervorgerufener Intoxikation, wobei die Folgen dem Betroffenen und der Gemeinschaft schaden“ (Frank 1997, S. 117).

Nach dem ICD-10 (Internationale Klassifikation psychischer Störungen der Weltgesundheitsorganisation, 10. Fassung) lassen sich folgende Leitsymptome der Abhängigkeit von psychotropen Substanzen definieren:

- „Starker Wunsch (Zwang), Substanzen (z.B. Alkohol) zu konsumieren
- Verminderte Kontrollfähigkeit bezüglich Beginn, Beendigung und Menge des Konsums
- Entzugssyndrom
- Toleranz: Ursprünglich durch niedrige Dosen hervorgerufene Wirkungen erfordern im weiteren Verlauf zunehmend höhere Dosen
- Fortschreitende Vernachlässigung anderer Vergnügungen oder Interessen zugunsten des Substanzkonsums
- Anhaltender Substanzkonsum trotz Nachweis eindeutig schädlicher Folgen (körperlich, sozial, psychisch)“ (Gastpar, Kasper, Linden 2003, S. 60).

Mindestens drei von sechs Kriterien müssen innerhalb des letzten Jahres erfüllt werden, um die Diagnose einer Abhängigkeit zu stellen.

Ein weiterer Unterschied besteht zwischen körperlicher und psychischer Abhängigkeit:

Körperliche Abhängigkeit entsteht dann, wenn der Körper die Substanz in seinen Stoffwechsel eingebaut hat und auf die ständige Einnahme mit Gegenregulationen des Stoffwechsels reagiert, meist durch verminderte Eigenproduktion oder chemische Blockierung von körpereigenen Stoffen. Ein Zeichen körperlicher Abhängigkeit ist die Gewöhnung an den Stoff (Toleranzbildung), die eine Dosissteigerung zur Folge hat, damit dieselbe Wirkung wie zuvor erzielt wird. Zur selben Zeit führt ein Mangel der Substanz zu massiven körperlichen Entzugerscheinungen, die vor allem bei Alkohol-, Tranquilizer-, Hypnotika- und Opiatabhängigen auftreten. Die KonsumentInnen reagieren unterschiedlich darauf: Unruhe, Frieren, Schwitzen, Gereiztheit, Zittern, Schwindelgefühle, Schlafstörungen, Übelkeit und Erbrechen sowie Schmerz können sich einstellen.

Bei der psychischen Abhängigkeit stellt sich vor allem ein „Stoffhunger“ ein, das unbezähmbare Verlangen nach der Substanz begleitet mit Zuständen von Ängsten, Depressionen, Panikattacken und Suizidgedanken. Psychisch Abhängige sind nicht mehr in der Lage ihren Drogenkonsum zu kontrollieren. Die Substanzeinnahme ist der Mittelpunkt des Lebens, Süchtige wollen immer wieder diesen gewissen durch

die Substanz hervorgerufenen Zustand erleben. Alles wird für diesen Zustand geopfert, und man ist stets darauf bedacht Nachschub zu besorgen. Bei Drogen wie Haschisch, Kokain und LSD tritt keine körperliche Abhängigkeit ein, jedoch ist das Verlangen nach der Substanz enorm hoch und oft nicht kontrollierbar. Es besteht auch die Möglichkeit, dass physische und psychische Abhängigkeit unabhängig voneinander bestehen (vgl. Hurrelmann/Bründel 1997, S. 16-17).

Die heutige Definition von Sucht ist die eines krankhaften und zwanghaften Verlangens nach psychoaktiven Substanzen oder nach Ausübung bestimmter Tätigkeiten. Das Verlangen nach Substanzzuführung kann nach einer Phase der Gewöhnung, in der die Substanz dauerhaft zugeführt wird, in eine Phase der psychischen oder physischen Abhängigkeit umschlagen. Während bei den substanzgebundenen Süchten meist eine körperliche wie psychische Abhängigkeit miteinander kombiniert auftritt, kommt es bei den substanzungebundenen Süchten nur zu einer psychischen Abhängigkeit (siehe Kapitel 2.3).

Wichtig ist in diesem Zusammenhang, dass es keine klare Trennlinie zwischen Gebrauch und Missbrauch gibt, sondern sich das Spektrum als Kontinuum mit fließenden Übergängen darstellt: Vom Experimentieren mit Drogen, von gelegentlichem Konsum über regelmäßigen Konsum, von gesundheitsgefährdendem Konsum, Drogenmissbrauch, Sucht bis hin zu manifester Abhängigkeit.

Auch in der internationalen Literatur wird dem Unterschied zwischen Gebrauch und Missbrauch wenig Beachtung geschenkt.

So gesehen kann jedes menschliche Verhalten zur Sucht werden. Sie äußert sich in dem Bestreben, aus einer subjektiv unerträglichen und unbefriedigenden Lebenssituation nicht durch eigene, aktive – teilweise auch anstrengende – Bewältigungsleistungen und durch willensgesteuertes Selbstmanagement herauszukommen, sondern durch Passivität, Verdrängung, Ablenkung oder Flucht.

Die Mechanismen, die zum Übergang vom Gebrauch zum Missbrauch und zur Abhängigkeit führen sind bis heute nicht ausreichend bekannt. Bekannt ist, dass niemals ein einzelner Faktor alleine eine Suchtdynamik auslöst, sondern ein Wechselspiel zwischen anlagebedingten, sozialen und psychischen Faktoren (vgl. ebd., S. 9ff).

2.3 Suchtformen

Es wird zwischen stoff- bzw. substanzgebundenen und substanzungebundenen Suchtformen unterschieden (siehe dazu auch Abbildung 2.3).

Substanzgebundene Sucht: Darunter versteht man alle Suchtformen die sowohl an ein bestimmtes Suchtmittel bzw. an eine spezifische Substanz gebunden, sowie auch an das zu erzielende Erlebnis (Erregung, Ekstase, Beruhigung, Ablenkung, Betäubung, Rausch) und das Milieu (Szene, Lokal, Diskothek), in dem die Wirkung erzielt wird.

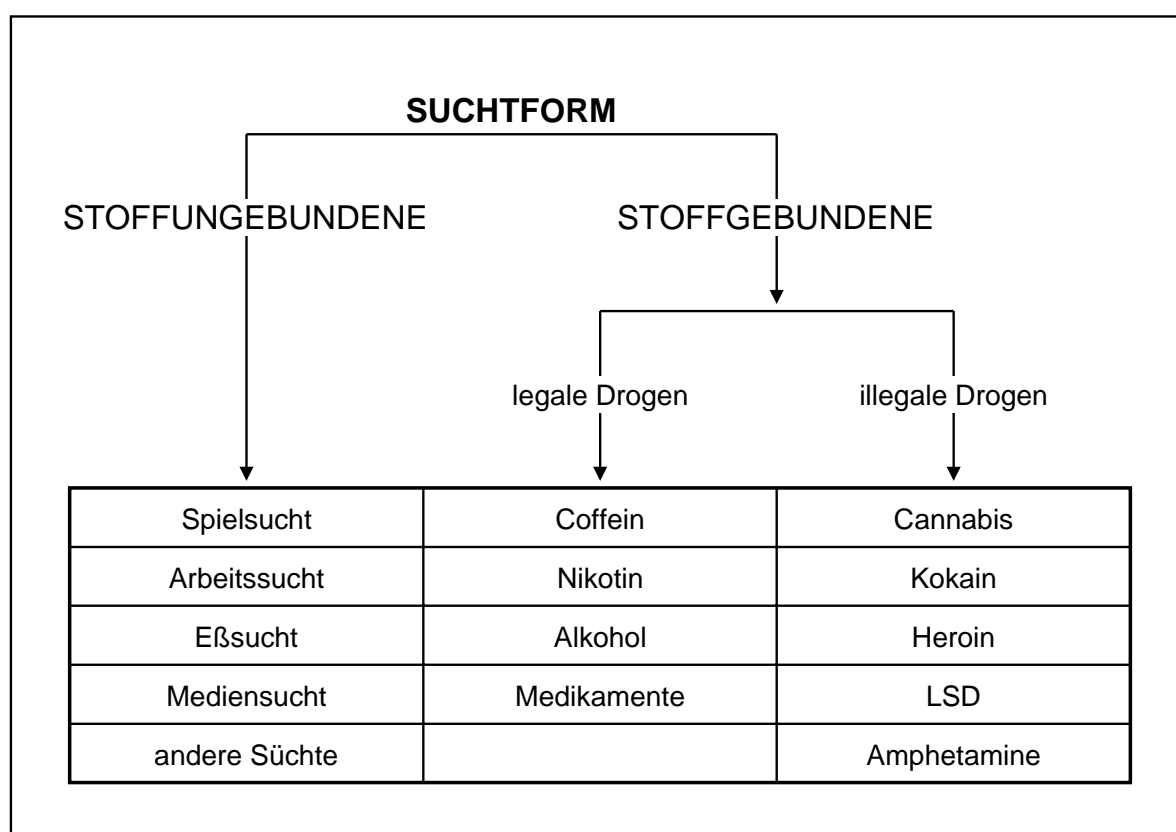


Abbildung 2.3: Einteilung von Sucht in stoffgebundene und stoffungebundene Formen (Quelle: Hurrelmann/Bründel 1997, S. 12).

Substanzungebundene Sucht: Darunter versteht man den Zwang, eine bestimmte Tätigkeit auszuüben bzw. sich immer wieder in eine bestimmte Situation zu begeben.

In meiner Diplomarbeit wird nur auf substanzgebundene Süchte überblicksmäßig eingegangen. Ob eine Substanz als legal oder illegal deklariert wird, ist gesellschaftsabhängig und hat meist nichts mit ihrer Wirkungsweise zu tun. Im

deutschen Raum wird umgangssprachlich das Wort Droge meist als Synonym für illegale Schmerzmittel verwendet, was jedoch nicht korrekt ist. Wertneutraler und auf die Wirkung bezogen ist der Begriff „psychoaktive Substanzen“.

Folgende psychoaktive Substanzen lassen sich im Allgemeinen je nach ihrem Wirkungsmuster in drei Gruppen teilen:

- Sedativa: Dazu gehören Substanzen, die betäubend, beruhigend und entspannend wirken. Wie sämtliche Opiate (Heroin, Morphin, Codein, Methadon, etc.). Außerdem die Gruppen der Tranquilizer, der Schlaf- und Schmerzmittel. Alkohol wird auch zu dieser Gruppe gezählt.
- Stimulanzien: Damit sind anregende, aufputschende oder aktivierende Substanzen wie z. B. Kokain, Amphetamine und ihre zahlreichen Derivate wie z. B. Speed, MDMA („Extasy“) und außerdem Coffein, gemeint.
- Halluzinogene: LSD, Mescaline, Atropin, Psilocybin, MDA, DOM und eine große Anzahl ähnlicher Verbindungen gehören dieser Gruppe an. Sie erzeugen halluzinogene Effekte bis hin zu symptomatischen Psychosen.
- Keiner dieser Gruppen eindeutig zuzuordnen sind Cannabis und Nikotin, da sie Elemente aller drei genannten Wirkungsgruppen enthalten (vgl. Hurrelmann/Bründel 1997., S. 11ff).

2.4 Kreislauf der Abhängigkeit

Abhängigkeit passiert nicht von heute auf morgen, sondern ihr Verlauf ist schleichend und bleibt meist lange Zeit von der Umwelt unbemerkt. Wann die einzelnen Sucht- bzw. Abhängigkeitszeichen auftreten, ist von der Substanz, der Persönlichkeitsstruktur und vom jeweiligen suchtbefragtem Umfeld abhängig (siehe dazu auch Abbildung 2.4).

Die Begriffe „Sucht“ und „Abhängigkeit“ sind nur schwer voneinander zu trennen, in Theorie und Praxis werden sie oft als Synonyme verwendet.

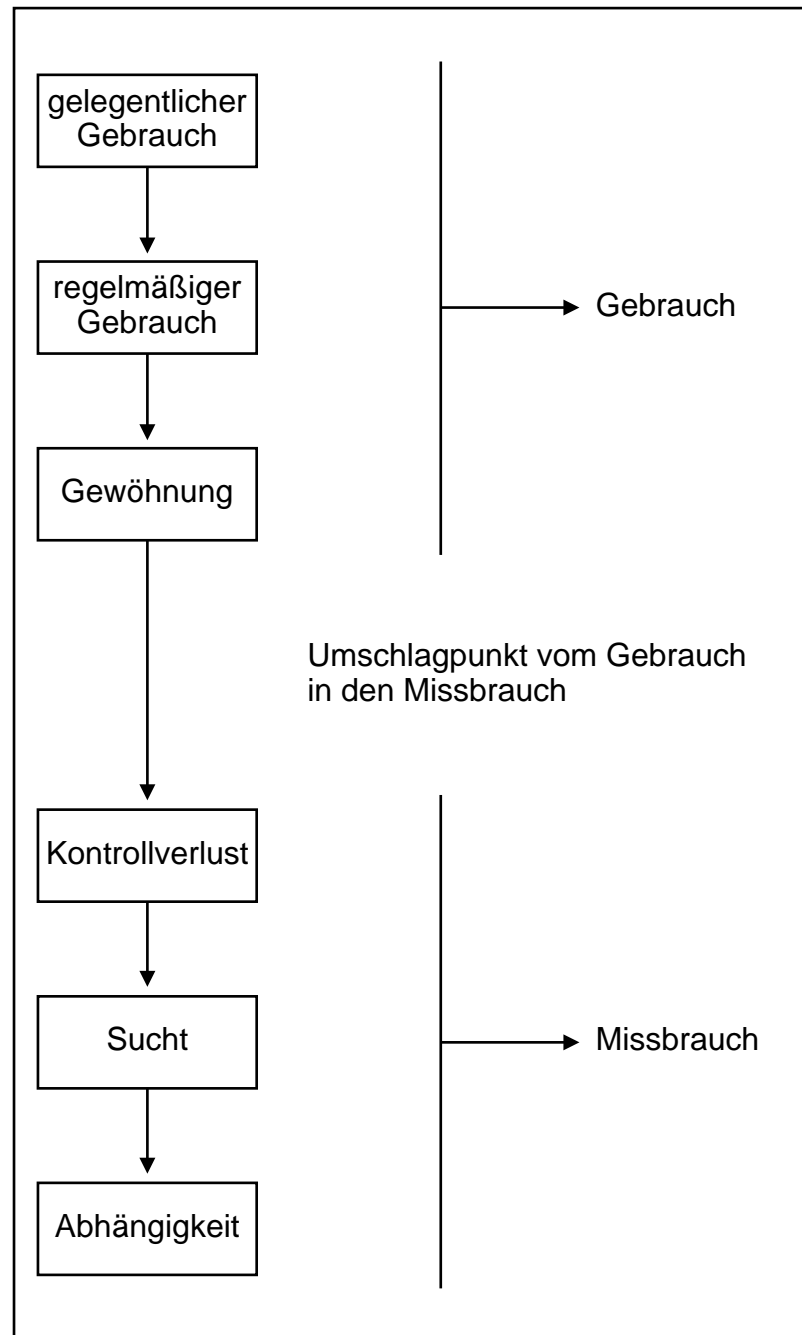


Abbildung 2.4: Schleichender Verlauf in die Abhängigkeit

(Quelle: Hurrelmann/Bründel 1997, S. 15).

Hurrelmann und Bründel verwenden den Begriff der „Sucht“ für den Prozess, der von der Gewöhnung in die unkontrollierte Zwangshandlung führt.

Den Begriff der „Abhängigkeit“ verwenden sie für den krankhaften Endzustand dieses Prozesses. Über physische und psychische Abhängigkeit wurde schon im Kapitel 2.2.2 berichtet.

Die Entstehungsgeschichte einer Abhängigkeit verläuft in einem Teufelskreis, der für die Betroffenen nur schwer zu durchbrechen ist. In Abbildung 2.5 sind die verschiedenen Stadien, die besonders beim Gebrauch und Missbrauch der Substanzen Alkohol und Heroin beobachtet werden können, dargestellt.

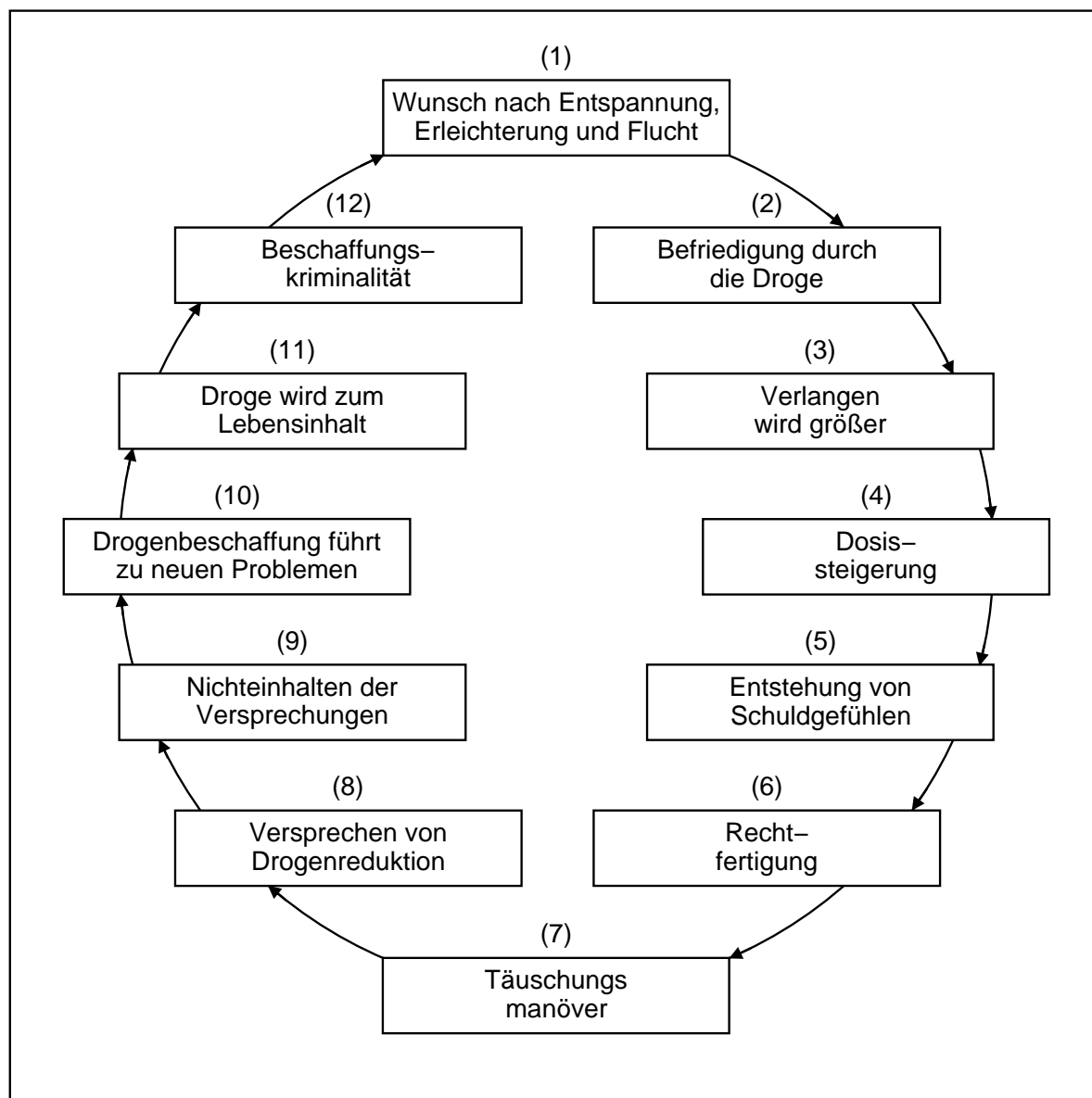


Abbildung 2.5: Teufelskreis bei der Entstehung von Abhängigkeit

(Quelle: Hurrelmann/Bründel 1997, S. 18).

Zu Beginn (Stadium 1) verspüren die KonsumentInnen das Bedürfnis, vor der Wirklichkeit zu fliehen, sie möchten Entspannung und Erleichterung erfahren. Um diesen Wunsch zu befriedigen greifen sie zur Droge (Stadium 2) und fühlen eine

momentane Entlastung. Das Verlangen nach der Substanz wird immer größer (Stadium 3 und 4). Im Laufe des sich steigenden Konsums entstehen – auch aus dem Empfinden des zunehmenden Kontrollverlustes heraus – Schuldgefühle (Stadium 4). Die KonsumentInnen versuchen jetzt die Stoffeinnahme vor sich selbst und vor anderen zu rechtfertigen (Stadium 6). Sie versuchen über das wahre Ausmaß der Drogeneinnahme hinwegzutäuschen (Stadium 7). Sie nehmen sich vor, weniger zu konsumieren, es gelingt ihnen jedoch nicht (Stadium 8 und 9). Mit der Zeit wird die Beschaffung der Droge zum einzigen Lebensinhalt und es besteht, wenn es sich um eine illegale Substanz handelt, die Gefahr des Abgleitens in die Beschaffungskriminalität (Stadium 10, 11, 12).

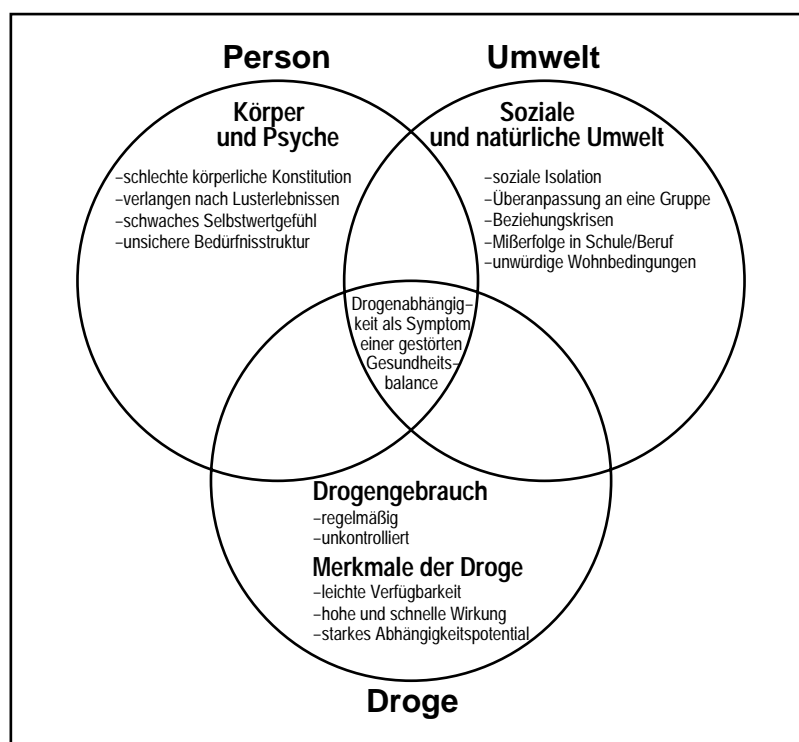


Abbildung 2.6: Gesundheitsbalance unter Einbeziehung des Drogengebrauchs (Quelle: Hurrelmann/Bründel 1997, S. 20).

Wie schon vorher genauer beschrieben entsteht eine Abhängigkeit nie nur durch einen Faktor. Im Folgenden zeigt Abbildung 2.6 noch einmal eine Illustration der Gesundheitsbalance, diesmal unter Einbeziehung des Drogengebrauchs.

In dieser Abbildung wird versucht, die Faktoren aufzuzeigen, die zu einer gestörten Gesundheitsbalance führen können. Zusätzlich verdeutlicht dieses Modell die Merkmale der Droge und des Drogengebrauchs bzw. -missbrauchs.

Hurrelmann und Bründel führen diesen Gedankenansatz weiter, indem sie Drogenabhängigkeit nicht nur als ein individuelles Problem der einzelnen Person und nicht als Zeichen einer pathologischen Persönlichkeit verstehen. Für sie stellt es das Ergebnis einer Verkettung von unzureichenden personalen und sozialen Ressourcen bei der Auseinandersetzung mit der Lebenssituation und den Merkmalen der Substanznutzung dar:

Zu den Personenmerkmalen zählen:

Mögliche genetische Voraussetzungen: schlechte Verträglichkeit von psychoaktiven Substanzen oder körperliche Anfälligkeit, psychische Dispositionen (z. B. unsicheres Selbstbewusstsein, geringe Frustrationstoleranz, seelische Labilität, widersprüchliche Wertorientierungen, unzureichende Kenntnisse über das Gefahrenpotenzial von Drogen usw.). Gerade durch diese unbefriedigende soziale Umwelt werden Drogen als Bewältigungsstrategie missbraucht. Weiters kann es soziale Gruppenzusammenhänge geben, in denen gemeinsam Drogen konsumiert werden, wie es in vielen Cliques üblich ist. Sozial und psychisch ungefestigte Menschen können sich diesem Gruppenzwang kaum entziehen.

Auch ambivalente Gefühle gegenüber den herrschenden Bedingungen einer Gesellschaft (Allmacht-Ohnmachtgefühle), das Streben nach Unabhängigkeit usw., spielen eine wesentliche Rolle.

Zu den Umweltmerkmalen, die in Wechselbeziehung zu den Persönlichkeitsmerkmalen stehen, werden die Störimpulse aus dem Nah- und Fernbereich der Person gezählt:

Schicksalsschläge, negative Erfahrungen im Leben der betroffenen Person und die Unfähigkeit darauf zu reagieren. Das soziale Umfeld – wie Familie, Schule, Beruf, Freunde – bietet nicht die erforderliche Unterstützung.

Zu den Merkmalen der Drogennutzung werden die spezifischen Eigenschaften der psychotropen Substanzen sowie Art und Intensität des Substanzgebrauchs gezählt.

Die Wahl des Stoffes ist meist von bestimmten Persönlichkeits- und Umweltgegebenheiten bestimmt. Meist ist es nicht das stoffliche Suchtpotenzial alleine, sondern es ist das Wechselspiel aus Gebrauchs- und Missbrauchsmustern und den problematischen Personen- und Umweltmerkmalen (siehe Abbildung 2.6) (vgl. Hurrelmann/Bründel 1997, S. 16ff).

2.5 Theorien zur Entstehung von Sucht und Abhängigkeit

In diesem Kapitel wird ein kurzer Überblick über die gängigsten Ansätze zur Entstehung von Sucht und Abhängigkeit gegeben, näher darauf eingegangen wird nicht, da dies den Rahmen meiner Diplomarbeit sprengen würde.

Die *psychoanalytischen Theorien* betrachten Sucht als eine Form des Umgangs des Einzelnen mit Lust bzw. Unlust. Bei Süchtigen spielen gerade diese Lust-Unlust-Erlebnisse eine große Rolle. Sie haben ein starkes Bedürfnis nach dem Erleben von Lust und das Bestreben jede Art von Unlust zu vermeiden. Die süchtige Person kann nur schwer Frustration ertragen, daher wird Unlust durch Bedürfnisbefriedigung – in diesem Falle – durch Substanzzufuhr vermindert.

Die *Lerntheorien* vertreten die Ansicht, dass die Persönlichkeitsentwicklung mit Lernerfahrungen gleichzusetzen sind. Sucht wird als erlerntes Verhalten angesehen, das durch lerntheoretische Gesetzmäßigkeiten wie klassischer (Reiz-Reaktions-Verbindung) und instrumentelle Konditionierung (Reaktions-Reaktions-Verbindungen, positive und negative Verstärkung, Löschung, Vermeidung, Generalisierung, Diskrimination) und durch soziales Lernen (Modell-Lernen, Identifikation und Imitation, Rollenübernahme und Rollenverhalten) zustande kommt.

Systemische Theorien verstehen unter sozialen Strukturen regelgesteuerte und adaptive Systeme, die eine Tendenz zur Aufrechterhaltung des Gleichgewichts (Homöostase) besitzen. Sie befassen sich weiters mit Regelkreisen, Gleichgewichtsprozessen, Rückkoppelungsmechanismen und zirkulären Wechselwirkungen. Familien werden als Inbegriff sozialer Systeme aufgefasst und ihnen wird für die Persönlichkeitsentwicklung große Bedeutung beigemessen. Familiensysteme stehen mit anderen Systemen (Nachbarn, Vereine, Institutionen usw.) im Austausch. Sie grenzen sich voneinander ab, reagieren aber auch aufeinander. Gerade zur Entstehungstheorie von Sucht und Abhängigkeit haben die systemischen Theorien einen großen Beitrag geleistet, sie beschäftigen sich nicht in erster Linie mit deren Entstehungsgeschichte bzw. gehen nicht so sehr den Ursachen nach (im Unterschied zu den psychoanalytischen Theorien). Systemische Theorien stellen die Dynamik und Beziehung zwischen den Familienmitgliedern in den Mittelpunkt und gehen der Frage nach, welche familialen integrationalen

Mechanismen das Suchtverhalten zum gegenwärtigen Zeitpunkt aufrechterhalten bzw. verändern will.

Die *neurobiologischen Theorien* gehen davon aus, dass Sucht eine Erkrankung des Gehirns von biochemischen „Verletzungen“ im neuralen, zellulären und molekularen Strukturen ist. Das Erkennen von Morphinrezeptoren im zentralen Nervensystem und die Entdeckung körpereigener, morphinartig wirksamer Substanzen im Gehirn hat der Suchtforschung neue Denkanstöße gegeben. (vgl. Hurrelmann/Bründel 1997, S. 22ff).

2.6 Drogengebrauch in der Jugendphase

Wie schon in Kapitel 1 genauer beschrieben wurde, stellt die Jugendphase eine enorme Veränderung dar. Neben den Veränderungen des Hormonhaushalts und des Körperbaues streben jetzt die Jugendlichen in dieser Phase nach mehr Selbstständigkeit bzw. Unabhängigkeit. Eltern und Erwachsene werden in der Jugendphase plötzlich mit anderen Augen betrachtet. Auch die Einwirkungsmöglichkeiten der Eltern auf ihre Kinder gehen deutlich zurück.

Zentrale Entwicklungsaufgaben stehen im Vordergrund, die im Kapitel 1.3 nachzulesen sind. Wie hängen nun Entwicklungsaufgaben und Drogenkonsum in dieser Lebensphase zusammen?

Jugendliche erleben diese Zeit meist als besonders spannungsgeladen. Belastungen und Überforderungen können zu Stressreaktionen und Symptombildungen im psychischen bzw. physischen Bereich führen. Konflikte mit den Eltern, Versagenserlebnisse in der Schule, Probleme im Freundeskreis bzw. Isolierung von der Gleichaltrigengruppe können das Wohlbefinden von Kindern und Jugendlichen enorm belasten und dazu führen, dass sie nach Mitteln und Wegen suchen ihre Stresssymptome zu lindern. Der Drogengebrauch scheint ihnen dafür oft ein Weg zu sein, er kann schon im Kindesalter beginnen, besonders aber im Jugendalter muss er als eine Form der Belastungsbewältigung gesehen werden. Dazu kommt, dass Alkohol und Tabak als sogenannte legale Drogen, aber auch illegale Drogen wie synthetische Drogen und Cannabis sehr leicht zu beschaffen sind. Anhand des Tabak- und Alkoholkonsums lässt sich diese Tatsache besonders gut nachweisen.

Bereits einige Kinder ab neun Jahren konsumieren solche Suchtmittel und der Konsum steigt mit Erreichen der Pubertät weiter an.

Eine Studie von Hurrelmann und Hesse aus dem Jahr 1991 zeigt, dass diese Substanzen nicht aus geschmacklichen Gründen konsumiert werden, sondern überwiegend deshalb, weil Kinder und Jugendliche sich selbst und den anderen etwas „demonstrieren“ wollen. (vgl. Hurrelmann/Bründel. 1997, S. 41ff).

2.6.1 Mögliche Gründe für den Konsum

Als mögliche Gründe für den Konsum von Drogen geben Hurrelmann und Bründel folgende Punkte an:

- „Provokation gegen elterliche und gesellschaftliche Normen und Werte,
- bewußte Verletzung der elterlichen Kontrollvorstellungen,
- Abwendung von den elterlichen Lebensgewohnheiten,
- sozialer Protest,
- demonstrative Vorwegnahme des Erwachsenenverhaltens,
- Nachahmung des Verhaltens bestimmter Personen,
- Suche nach grenzüberschreitenden und bewusstseinsweiternden Erfahrungen,
- Verschaffung von schneller Entspannung und von Genuss,
- Erschließung von Zugangsmöglichkeiten zu Freundesgruppen,
- Zugehörigkeit zu subkulturellen Lebensstilen,
- Ablenkung von schulischem Versagen,
- Bewältigung von psychischen Problemen in eigener Regie,

Ablenkung von einem Mangel an Selbstbewußtsein.“ (Hurrelmann/Bründel 1997, S. 44).

Gerade bei der Droge „Alkohol“ handelt es sich meistens um eine von der Gesellschaft gebilligte Droge. Vielfach passieren die ersten Erfahrungen mit Alkohol zuhause unter Beisein der Eltern (ein Glas Sekt zum Geburtstag, ein Bier beim Fußballspielschauen usw.) und wird als Ablösung von der Kindheitsphase betrachtet.

Bei Alkoholkonsum von Burschen zwischen 12-16 Jahren dient Alkohol oft als Mittel um zu zeigen, dass man „ein Mann“ ist, er stärkt das Zugehörigkeitsgefühl in der

Clique und es kann als bewusste Abgrenzung gegenüber den Mädchen gesehen werden.

Der Konsum von den Substanzen Alkohol und Tabak sowie auch von Cannabis und Extasy ist „normal“ für die Entwicklung im Jugendalter. Jugendliche müssen sich in dieser Phase gedanklich und aktiv mit dem Konsum von Drogen auseinandersetzen um für sich selbst eine Form des Umgangs zu finden, der es ihnen ermöglicht, das Gleichgewicht zwischen Kontrollverlust und Selbstverantwortung zu schaffen.

Drogenkonsum allgemein ist jedoch vom gesundheitlichen Standpunkt aus gesehen, in der frühen Lebensphase außerordentlich problematisch: Er stellt für Kinder und Jugendliche in dieser sensiblen Entwicklungsphase eine Option dar, verschiedene Befindlichkeiten durch psychoaktive Substanzen zu manipulieren.

Ein weiteres Problem stellt der Konsum von illegalen Drogen dar, das Experimentieren mit dieser Art von Drogen kann als Risikoverhalten gedeutet werden.

Kolip sieht den Drogenkonsum als eine Spielart von jugendtypischem Risikoverhalten und meint weiter:

„Risikoverhalten, also die Ausübung von Handlungen, bei denen eine offensichtliche Gefahr für Leib und Leben eingegangen wird, ist Statushandlung und Reifensymbol zugleich, da teils anerkennend, teils ablehnend mit Symbolen und Handlungen aus der Welt der Erwachsenen „gespielt“ wird. Über Risikoverhalten (Lösungsmittel schnüffeln, Drogenmixturen konsumieren, „Geheimpillen“ schlucken usw.) wird der Zugang zur Gleichaltrigengruppe geschaffen und gleichzeitig die Verarbeitung jugendspezifischer Belastungen und Spannung und Genuss verwirklicht“ (ebd., S. 45).

Die Rolle, die der Drogenkonsum beim Herstellen der Gesundheitsbalance spielt (siehe Kapitel 2.1, Abb. 2), gilt bereits im vollen Umfang für Kinder und Jugendliche. Der Konsum legaler Drogen wird von den meisten jungen Menschen nicht als Risiko empfunden, da der Genuss und das Wohlbefinden sofort eintreten und sich Folgeschäden erst viel später zeigen. Jugendliche sind gegenwartsbezogen (vgl. dazu Kapitel 8.2.1, Code 17), im Vordergrund ihres alltäglichen Erlebens steht das Bedürfnis nach Anregung, Lust und Wohlbefinden. Es werden attraktive

Verhaltensweisen den etwas „langweiligen“ nichtschädigenden vorgezogen, egal wie schädlich sie sind.

Gruppendruck, Machtbeziehungen und Prestigemotive fördern in gezielter Weise Drogen in die Mechanismen der Alltagsbewältigung mit einzubeziehen (vgl. ebd., S. 41ff).

2.6.2 Alkoholkonsum im Jugendalter

Diese Kapitel habe ich deshalb gewählt, da in der Region Voitsberg vor allem ein großes Suchtproblem mit Alkohol besteht und viele Projekte speziell darauf ausgerichtet sind (vgl. dazu Kapitel 5.4.1; 6; 8.2.1, Code 17 und Kapitel 9.1.2).

Wie schon zuvor erwähnt ist der Einstieg in den Alkoholkonsum für Jugendliche nicht schwer, meist passieren die ersten Alkoholerfahrungen im Elternhaus. Früh im Jugendalter beginnt damit die Gratwanderung zwischen einem unproblematischen und einem abhängig machenden Konsumverhalten, eine große Rolle dabei spielt die peer-group. Der Alkoholkonsum kann sich in der Größe des Gruppendrucks bzw. dem Umgang mit Alkohol innerhalb der Gruppe spiegeln. Oft ist es den Jugendlichen kaum möglich sich diesem Gruppenzwang zu entziehen.

Viele Jugendliche sind sich sehr wohl der Gefahren ihres Handelns bewusst, jedoch versprechen sie sich durch ihr risikohaftes, gesundheitsschädliches Verhalten mehr Anerkennung und Selbstwertgefühl. Vielen Jugendlichen fehlt es im Alltag augenscheinlich an Bestätigung und Selbstwertgefühl.

Bei jenen, die bereits früh und exzessiv Alkohol konsumieren, kristallisieren sich folgende Risikofaktoren heraus (Bei 18-Jährigen gilt als kritische Grenze die tägliche Aufnahme von 60 Gramm Alkohol bei jungen Männern und 40 Gramm Alkohol bei jungen Frauen):

- Misserfolge in der Schule bzw. bei der Ausbildung
- Schlechte wirtschaftliche und finanzielle Lage der Familie
- Die damit oft zusammenhängende mangelnde Geborgenheit innerhalb der Familie
- Beziehungsstörungen
- Arbeitslosigkeit

Untersuchungen zur Persönlichkeitsstruktur von starken AlkoholkonsumentInnen haben gezeigt, dass es sich meistens um ängstliche, leicht verletzliche und verschlossene Persönlichkeiten handelt. Durch einen erhöhten Alkoholkonsum stellen sich starke psychische Probleme wie gestörtes Selbstwertgefühl, Einsamkeit, Überflüssigkeitsgefühle, Erschöpfung und Hilflosigkeit ein. Besonders anfällig für Alkoholmissbrauch sind Kinder aus Alkoholikerfamilien. Alkoholabhängigkeit kann sich im Jugendalter sehr schnell entwickeln, was als besonders risikoreich gilt, da in dieser Phase das Gehirn, das Nervensystem, die Fortpflanzungsorgane und die Leber noch nicht ausgewachsen, der Körper und die Muskeln noch nicht ausgebildet sind. Durch den Alkoholkonsum können grundlegende Lernschritte wie der Umgang mit Problemen sowie die Übernahme von Verantwortung gestört werden.

Jugendliche können nach einem exzessiven Alkoholkonsum von 6-18 Monaten schon abhängig sein, bei Erwachsenen dauert es wesentlich länger. Die Suchtgefahr ist umso höher je früher getrunken wird. Der Alkoholmissbrauch macht Jugendliche auch anfälliger in anderen Bereichen:

- Im Geschlechtsverkehr (ungeschützt)
- Im Straßenverkehr (Unfälle)
- Bezüglich Kriminalität und Gewalt

Dennoch steht all diesen alkoholgefährdeten Jugendlichen eine große Gruppe kontrollierter KonsumentInnen gegenüber. Umso wichtiger erscheint es hier präventive Maßnahmen von Seiten der Sozialpolitik zu initiieren (vgl. Hurrelmann/Bründel 1997, S. 51ff).

2.6.3 Tabak- und Alkoholkonsum der jungen ÖsterreicherInnen

Insgesamt rechnen sich 46% der Jugendlichen und jungen Erwachsenen zur Gruppe der RaucherInnen. 12% davon rauchen gelegentlich und 33% regelmäßig. 37% der Burschen und jungen Männer und 30% der Mädchen und jungen Frauen rauchen regelmäßig. Der Anteil an RaucherInnen ist sowohl bei den jungen Männern als auch bei den jungen Frauen in der Altersgruppe der 20 bis 24-jährigen jungen Erwachsenen am höchsten. In dieser Gruppe rauchen 49% der Frauen und 58% der Männer

(vgl. 4. B. J. Ö., Teil A 2003, S. 237-238).

Beim Alkoholkonsum der jungen ÖsterreicherInnen zeigen sich sehr deutlich geschlechtsspezifische Unterschiede sowohl im Konsumverhalten als auch bei der Präferenz von bestimmten Getränken.

In der Gruppe der Mädchen und jungen Frauen sind 28% abstinent, in der Gruppe der Burschen und jungen Männer hingegen sind es nur 17%. Auffallend ist, dass ein geschlechtsspezifischer Unterschied im Konsumverhalten in der Gruppe der unter 20-jährigen sehr gering ausfällt, was bedeutet, dass sich Mädchen und Burschen in ihrem Alkoholkonsumverhalten heute zunehmend angleichen.

Bei der Präferenz der verschiedenen alkoholischen Getränke zeigen sich beim gelegentlichen Konsum in Bezug auf Wein und Alkopops (alkoholhaltige Mischgetränke) keine geschlechtsspezifischen Unterschiede. Harte Getränke werden eher von Burschen und jungen Männern getrunken.

Beim regelmäßigen Konsum liegt bei den Mädchen und jungen Frauen Wein an der Spitze, bei den Burschen und jungen Männern ist es das Bier. Der Erstkonsum liegt bei Frauen durchschnittlich bei 15 Jahren und bei Männern noch vor dem 15. Geburtstag (vgl. ebd. S. 238ff).

2.7 Suchtprävention

Wie schon im vorigen Kapitel erwähnt stellen Probleme mit Drogen ein Gesundheitsrisiko dar und dürfen nicht als isolierte Verhaltensweisen sondern als Ausdruck von Schwierigkeiten in der Lebensbewältigung gesehen werden. Moderne Konzepte der Suchtprävention stützen sich auf diese Erkenntnisse. Der Begriff „Drogenprävention“ ist deshalb unzureichend, vor allem muss der Blickpunkt auf eine möglichst früh einsetzende Vorbeugung von Störungen der Persönlichkeitsentwicklung und Beeinträchtigung der Gesundheit gerichtet werden. Moderne Konzepte sind so konzipiert, dass sie das Gleichgewicht zwischen Belastungen und Bewältigungen zu stabilisieren helfen, um nicht in Sucht- und Abhängigkeitsgefahren zu geraten (vgl. Hurrelmann/Bründel 1997, S. 106).

2.7.1 Begriffsdefinition

Prävention

Prävention hat ihre Wurzeln in der klassischen Medizin und soll einer pathogenen Entwicklung wie AIDS, Sucht oder Gewalt vorbeugen.

Der Begriff Prävention wird immer wieder kontrovers diskutiert, unumstritten ist jedoch, dass Prävention jeden denkbaren Eingriff – von Vorbeugung und früher Intervention bis zu therapeutischen Interventionen und Rückfallsverhütung – umfasst. In der heutigen Praxis werden meistens die von Caplan 1964 eingeführten Bereiche der Primär-, Sekundär-, und Tertiärprävention verwendet:

Primärprävention

Sie richtet sich an Gruppen, ganze Gesellschaften oder Individuen unter Einbezug eines Settings oder Umweltsystems. Primärprävention will der Entstehung von Störungen, Fehlverhalten und Krankheitsentwicklungen zuvorkommen. Die Primärprävention umfasst lebensstilbezogene Maßnahmen für Personen von möglichen Risiken zur Risikoreduktion oder Stärkung von Schutzfaktoren vor dem Eintreten der Störung. Ihre Perspektive ist langfristig und sie sollte in einer möglichst frühen Lebensphase einsetzen.

Sekundärprävention

Dabei steht das Individuum in seinem Risikoverhalten im Blickpunkt. Die Sekundärprävention befasst sich mit der möglichst frühen Erfassung von bereits vorliegenden Symptomen und Problemen die zu Störungen bzw. Krankheiten führen können. Sie versucht die Anzeichen für Probleme und „Normalabweichung“ bei einzelnen Menschen und Gruppen zu finden, welche eine sinnvolle Intervention ermöglichen. Sie richtet sich an Personen und Gruppen mit hohem Gefährdungspotenzial, um eine (weitere) Fehlentwicklung zu verhindern und die Betroffenen bei der Gestaltung konstruktiver Lebensweisen zu unterstützen.

Tertiärprävention

Sie will Folgestörungen bestehender Krankheiten und Probleme verhindern sowie Rückfällen vorbeugen. Dazu gehören Maßnahmen der Rehabilitation und der

sozialen Wiedereingliederung (vgl. 4. B. J. Ö., Teil B: Prävention in der außerschulischen Jugendarbeit 2003, S. 7ff).

Primärprävention ist dann besonders erfolgreich, wenn sie über eine reine Orientierung an der Substanzgefährdung hinausgeht, d.h., wenn sie gesundheitsfördernde Faktoren einbezieht. Im Fachdiskurs kristallisieren sich folgende Ziele heraus:

- Abstinenz von allen suchtfördernden Stoffen bis zum Alter von 14-16 Jahren (vorläufiger Abschluss der körperlichen und seelischen Entwicklung nach der Pubertät).
- Selbstkontrolle beim Umgang mit legalen Suchtmitteln nach diesem Alter und die Fähigkeit über längere Zeit abstinent zu bleiben.
- Bestimmungsgemäßer Gebrauch von Medikamenten das ganze Leben hindurch.
- Abstinenz von illegalen Drogen das ganze Leben lang.

Heute richtet sich die primäre Prävention verstärkt gegen legale Drogen, illegale Drogen werden nicht mehr als das Hauptproblem im jugendlichen Konsum gesehen. Die legalen Drogen Alkohol, Tabak und Medikamente beeinflussen das Zentralnervensystem und ihre Gefährlichkeit wird oft unterschätzt, außerdem wird von diesen Substanzen meist der Impuls einer Suchtgefährdung gesetzt (vgl. Hurrelmann/Bründel 1997, S. 106-107).

Suchtprävention besteht aus Unterstützung und Stärkung der Person, sie bemüht sich um günstige Umweltbedingungen, liefert drogenspezifische Information und steht für einen adäquaten Umgang mit der Droge. Günstig ist es, wenn Primärprävention im frühen Kindesalter, in der Familie und in den Kindergärten beginnt und in den Schulen und Jugendfreizeiteinrichtungen weitergeführt wird. Die an der Suchtprävention Beteiligten müssen dahingehend unterstützt werden, Kindern Vertrauen und Achtung entgegen zu bringen, sie in ihrer Persönlichkeitsentwicklung zu stärken und ihnen ein bewusstes Gesundheitsverhalten vorzuleben, das auch Genussfähigkeit umfasst.

Kinder, die mit einem extrem grenzenlosen bzw. extrem ablehnenden Erziehungsstil erzogen werden und schon im Kindergarten als aggressiv, impulsiv oder als

besonders zurückhaltend auffallen, sind besonders gefährdet. Verfestigen sich diese Auffälligkeiten in der Schulzeit, nimmt das Suchtrisiko prägnant zu.

Eltern haben im Sinne der Drogenprävention eine große Verantwortung. Häufig sind es sozial isolierte und abgelehnte Kinder, die sich später dem Gruppenzwang der peers nicht entziehen können und Drogen nehmen, damit sie sich zumindest einen Status bei der Gleichaltrigengruppe sichern können.

Die wichtigste Vorsorge ist dann getroffen, wenn sich die Bezugsperson(en) liebevoll um das Kind kümmert (kümmern), aufmerksam ist (sind) und Anteil am Leben des Kindes nimmt (nehmen).

Oft greifen Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene zu Drogen, weil sie mit Gefühlen von Misserfolgen und Frustrationen nicht zurecht kommen. Sie wenden sich von den Eltern ab, weil sie glauben diese enttäuscht zu haben, suchen die Anerkennung bei den Gleichaltrigen oder in einer subkulturellen Szene. Eltern bzw. Bezugspersonen nehmen hier eine wichtige Rolle ein, sie sollten in ihrer Erziehung bedenken, dass Kinder auch ein Recht auf Misserfolge haben, dass es wichtig ist, die Kinder ihre eigenen Erfahrungen machen zu lassen, auch wenn es kurzzeitig frustrierende Erlebnisse gibt. Es ist wichtig sie zu fördern und sie dabei zu unterstützen ihr Selbstwertgefühl wiederaufzubauen.

Eine weitere Rolle in der Suchtprävention nimmt das Konsumverhalten der Eltern ein. Kinder ahmen Verhaltensmuster nach, das ist vor allem dann problematisch, wenn Eltern selbst Drogenprobleme haben.

Suchtprävention muss unbedingt von Institutionen wie Kindergärten, Schulen und Freizeiteinrichtungen unterstützt werden. Hierbei ist besonders darauf zu achten, dass Kinder und Jugendliche die Möglichkeit erhalten ihre soziale Kompetenz zu erhöhen, um ihre eigenen Bedürfnisse artikulieren zu können. Weiters ist es wichtig Informationsmaterial über Drogen, Konsum und Gefährdungen bereit zu stellen, allerdings nicht auf abschreckende Weise.

Abschließend bleibt hier noch zu sagen, dass ein Netzwerk aus den oben genannten Faktoren entstehen muss, damit primäre Suchtprävention effektiv sein kann (vgl. ebd., S. 131ff).

Das nächste Kapitel setzt sich mit verschiedenen Ansätzen der Offenen Jugendarbeit auseinander. An dieser Stelle ist anzumerken, dass die Arbeit mit

problembelasteten Jugendlichen im Rahmen der Offenen Jugendarbeit, überhaupt vorrangig zur Unterstützung bei jugendlichen Entwicklungsaufgaben diene.

3 Offene Jugendarbeit

3.1 Der Begriff „Offenheit“ in der Offenen Jugendarbeit

Was versteht man unter „Offener Jugendarbeit“ und wozu ist sie da?

Geht man dieser Frage geschichtlich nach, so stellt sich heraus, dass die Offene Jugendarbeit für jene Jugendliche schon immer eine Möglichkeit sich zu entfalten darstellte, die nicht in einem Verein oder in einer sonstigen Institution Mitglied waren.

Seit jeher distanzierte sich die Offene Jugendarbeit bewusst von der bürgerlichen Jugendbewegung mit ihren elitären Mitgliedschaften und den daraus später folgenden Jugendverbänden.

Die Geisteshaltung der bürgerlichen Jugendbewegung legte großen Wert auf Exklusivität und Elite, wer bei einem bestimmten Verein Mitglied war, sollte sich klar von einem anderen Verein unterscheiden.

Die Offene Jugendarbeit nahm im Unterschied dazu für sich in Anspruch, für alle offen zu sein. Sie wollte keine Unterschiede zwischen verschiedenen Gruppierungen machen, zwischen Mädchen und Jungen oder sozialen Milieus. Vor allem wehrte sie sich gegen Mitgliedschaftszwänge, wie es bei Vereinen üblich war.

Ein Wesen der Offenen Jugendarbeit ist es, Jugendlichen die Möglichkeit zu bieten außerhalb von Beruf oder Schule soziale Kontakte zu knüpfen, bzw. zu pflegen, Freizeitinteressen nachzugehen, sich selbst verwirklichen zu können (vgl. dazu Kapitel 5; 6.1.3 und 6.1.4). Aufgabe ist es den jungen Menschen dafür entsprechende Räumlichkeiten zu bieten (vgl. Münchmeier 1998, S. 15).

Offene Jugendarbeit findet vor allem in Jugendfreizeitstätten statt. Es handelt sich um Einrichtungen, die allen Jugendlichen, besonders den nichtorganisierten, durch Bereitstellung von Räumen und Sachmitteln die Möglichkeit zu vielfältigen Freizeitaktivitäten bieten und regelmäßig, d.h. an mehreren Tagen in der Woche bis in den Abend geöffnet sind. Wie schon weiter oben erwähnt ist „Offenheit“ ein zentraler Begriff, den ich hier etwas weiter ausführen möchte.

Nach Klawe bezieht sich „Offenheit“ auf folgende Bereiche:

- Offenheit der Inhalte: Zumindest vom Anspruch her sind die Angebote und Aktivitäten in der Offenen Jugendarbeit nicht von vornherein an politische, religiöse oder weltanschauliche Orientierungen gebunden. Im Gegensatz dazu steht die Vereinsarbeit (verschiedene Sportvereine und konfessionelle Jugendgruppen), in denen fixe Strukturen vorhanden sind und die von den Jugendlichen akzeptiert werden müssen. In der Offenen Jugendarbeit hingegen können Inhalte und Formen immer wieder mitbestimmt bzw. verändert werden.
- Offenheit im Sinne von öffentlich: Die Aktivitäten der Offenen Jugendarbeit sind transparent und stehen damit unter andauernden Legitimationsdruck gegenüber den TrägerInnen, der Nachbarschaft und der Öffentlichkeit im Allgemeinen.
- Offenheit für die Interessen der Jugendlichen: Offene Jugendarbeit soll offen stehen für die Bedürfnisse und Interessen der Jugendlichen, anders als in der Schule oder am Lehrplatz, an denen ein bestimmter (Aus)bildungsplan vorgegeben ist.
- Offenheit in den Organisations- und Sozialformen: Offene Jugendarbeit ist eher so strukturiert, dass einzelne Aktivitäten für die Jugendlichen unmittelbar zugänglich sind. Das bedeutet, dass die Teilnahme nicht an Anmeldung, Mitgliedschaft, etc. gebunden ist (vgl. Klawe 1993, S. 11).

Der Begriff „Niederschwelligkeit“ hat eine zentrale Bedeutung in der Offenen Jugendarbeit und wird im Laufe dieser Arbeit immer wieder auftauchen. Damit ist gemeint, möglichst allen Jugendlichen ohne Einschränkungen offen zu stehen, das heißt die „Eintrittsschwelle“ sollte so niedrig wie möglich sein. Niederschwelligkeit bedingt ein hohes Maß an Wissen von den Jugendlichen im Alltag (vgl. Münchmeier 1998, S. 15).

Diese Aspekte der Offenheit gelten im Wesentlichen noch heute, sind jedoch nach geschichtlicher Schwerpunktsetzung verschieden stark gewichtet.

In der Zeit der Jugendzentrumsbewegung (1960er/1970er Jahre) stand der Begriff „Offene Jugendarbeit“ als Synonym für einen antipädagogischen Emanzipationsanspruch und der äußerst kritischen Betrachtung der bisherigen Jugendarbeit. Es entwickelten sich aus diesem Gedankengut im Laufe der 1970er

(vgl. Höllinger 1984, S. 39) und 1980er Jahre vor allem in der BRD eine Vielzahl an Jugendzentren, Jugendhäusern und Jugendclubs, mit den jeweils eigenen Zielsetzungen und Konzeptionen (vgl. Münchmeier 1998, S. 13).

Hinter dem Begriff der Offenheit stand jedoch der als kritisch zu betrachtende, wenn auch von Seiten der JugendarbeiterInnen unbewusste, Wunsch nach einer einheitlichen jungen Generation, die fähig war sich selbst zu organisieren. Die daraus entstandenen Konzepte (bedürfnisorientiert, emanzipatorisch, antikapitalistisch, erfahrungsorientiert, alltagsbezogen) spiegelten das Bedürfnis nach einer mit der Jugend verbundenen Gesellschaftsreform wider. Soziale Kontakte sollten zwischen GymnasiastInnen und Lehrlingen geknüpft werden, die Jugendlichen sollten selbst die Initiative in der Freizeitgestaltung ergreifen. Politisches Interesse und Diskussionsbereitschaft von Seiten der Jugendlichen waren die Idealvorstellungen der JugendarbeiterInnen.

Fazit war und ist es noch immer, dass das Milieu bei den Sozialkontakten durchaus eine Rolle spielt, dass vielfach aber Desinteresse und Frustration über die Zukunft vorhanden sind und von den BetreuerInnen erwünschte Selbstorganisation für Jugendliche oft uninteressant ist.

Umso notwendiger ist es zu überdenken welchen Kriterien Offenheit in der Jugendarbeit heute genügen muss (vgl. Münchmeier 1998, S. 16ff).

3.1.1 Offenheit und Profil

Nach Münchmeier benötigen Einrichtungen der Offenen Jugendarbeit ein erkennbares Profil. Offenheit alleine schafft noch kein Profil, vor allem nicht, wenn die MitarbeiterInnen denken, dass sie keine eigene Meinung vertreten dürften, um die Jugendlichen nicht einzugrenzen. Diese Art und Weise wäre eine vollkommene Überforderung der Jugendlichen und würde in der Folge zu einer Profillosigkeit führen. An Profil gewinnt Offene Jugendarbeit, wenn man den Jugendlichen etwas Attraktives anbietet, das an die Bedürfnisse dieser jungen Menschen anknüpft. Ein Forum z. B. wo sie ihre alltäglichen Wünsche, aber auch einen Teil ihrer Träume und Ziele unterbringen können.

„Offenheit“ kann in diesem Sinne bedeuten: Offen zu sein für die alltäglichen Lebensbedingungen junger Leute, für Veränderungshoffnungen und Hindernisse.

Offenheit für die Jugendlichen im Alltag und Offenheit dafür, was ihnen in ihrer Zukunft bevorsteht (vgl. Münchmeier 1998, S. 20-21).

3.2 Methoden in der Offenen Jugendarbeit

3.2.1 Einzelarbeit

Die Anfänge der Einzelarbeit gehen bis in die späten 1960er Jahre zurück, in denen Jugendlichen, die sich am Rande der Gesellschaft befanden (straffällige Jugendliche, drogenabhängige Jugendliche, etc.), immer mehr in die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit gerieten. Ursprünglich versuchte Offene Jugendarbeit in dieser Zeit Jugendliche wieder zu integrieren und sie von der staatlichen Fürsorge unabhängig zu machen. In dieser Zeit wurde Offene Jugendarbeit zur präventiven Arbeit, wenn es um die Bewältigung existentieller Konflikte in den Bereichen Familie, Arbeit, Schule, Ausbildung, Wohnen und Freizeit ging. Offene Jugendarbeit verstand sich im Hinblick auf die Bewältigung dieser Probleme vor allem als Einzelhilfe. Problematisch war nur, dass sie sich an einer Normalbiografie der Jugendlichen orientierten und von der Möglichkeit eines an der „Normalität“ orientierten Lebensentwurfes ausgingen.

Im Verlauf der 1970er Jahre und der immer häufiger auftretenden Berufsnot bot die Offene Jugendarbeit Beratungen an, die den Jugendlichen Unterstützung und Orientierung bieten sollte. Auch in Bereichen, wie z. B. alternativer Wohnmöglichkeiten stand sie den Jugendlichen mit Beratung zur Seite.

Heute werden vielfach Beratungsstellen angeboten, in denen Jugendliche in ihrer gegenwärtigen Situation nach dem Vorbild der amerikanischen und holländischen Beratungszentren unterstützt werden.

Nach Deichsel 1987 sind vier verschiedene Beratungsansätze zu unterscheiden:

- Jugendberatung, die das Ziel verfolgt, den Jugendlichen Information und Auskunft in ihren Alltagsproblemen zu geben (Ausbildung, Arbeit, Sexualität, Drogen usw.).
- Jugendberatung als psychosoziale Beratung im engeren Sinne. Hierbei geht es um die gemeinsame Bearbeitung von Schwierigkeiten, Problemen und Konflikten, welche aus der besonderen sozialen biografischen Situation der Jugendlichen resultieren.

- Jugendberatung als Unterstützungsarbeit: Hier geht es, wie schon weiter oben erwähnt, um die tätige Auseinandersetzung mit der Lebensumwelt der Jugendlichen im Bereich von Familie, Ausbildung, Schule oder Beruf.
- Auch erste Ansätze einer auf die Jugendlichen zugehenden Straßensozialarbeit (vgl. dazu Kapitel 8.3), worauf ich im Kapitel 4 noch näher eingehen werde, müssen hier erwähnt werden (vgl. Schumann 2005, S. 286-287)

3.2.2 Gruppenarbeit

In der Geschichte der Offenen Jugendarbeit kristallisiert sich deutlich heraus, dass es bis heute gruppenpädagogische Ansätze wie auch jugendkulturelle Ansätze von Gruppenarbeit gibt. Beide kommen gemeinsam nebeneinander vor und lassen sich oft kaum voneinander unterscheiden:

Jugendkulturelle Gruppenarbeit findet z. B. in Form einer Arbeit mit rechtsradikalen Jugendlichen, einer Schülerband oder einer Gruppe mit Skatern statt.

Die pädagogische oder soziale Gruppenarbeit gestaltet sich etwa in Form von Schulaufgabengruppen mit leistungsschwachen Kindern, die aus problematischen Familienverhältnissen stammen, in denen schulische und soziale Defizite im Vordergrund stehen. Die Übergänge sind hier auch fließend. In der Offenen Jugendarbeit gibt es außerdem eine Vielzahl von Gruppen, welche sich je nach Ansatz unterschiedlich definieren lassen (vgl. Schumann 2005, S. 292ff).

3.2.3 Gemeinwesenarbeit

In der Vergangenheit aber auch heute dominieren in allen Arbeitsfeldern der Sozialarbeit, aus der Perspektive der Gemeinwesenarbeit heraus, spezialisierte Einrichtungen, in denen komplexe Problemlagen segmentiert und von SpezialistInnen bearbeitet werden. Kritisiert dabei wird, dass die lebensweltliche Perspektive dieser Problemlagen im Kontext des Gemeinwesens oder Sozialraums zu wenig berücksichtigt werde.

Auch die Offene Jugendarbeit ist davon betroffen d.h. der „sozialpädagogische Blickwinkel“ hat sich selbst sehr eingengt, die Gemeinwesenperspektive bzw. die Stadtteilorientierung kommt hierbei zu kurz.

Historisch gesehen gibt es in der Offenen Jugendarbeit Ansätze in Richtung Stadtteilorientierung und Gemeinwesenarbeit, deren Entwicklung zurück bis in die frühen 1970er reicht. In dieser Zeit distanzierte sich die Offene Jugendarbeit bewusst von den „bürgerlichen“ Methoden, wie der „Sozialen Einzelhilfe“ und der „pädagogischen Gruppenarbeit“, da sie dahinter Individualisierung und unzureichende Bearbeitung sozialer Probleme befürchtete. Man wollte dem Gemeinwesenansatz gesellschaftliche und politische Aspekte der Jugendarbeit entgegensetzen. Daraus folgte unter anderem auch die Auseinandersetzung mit Themen die nicht nur Jugendliche betrafen, wie z. B. fehlende Infrastruktur, Mitgestaltung des eigenen Sozialraumes, Vandalismus usw.

Die Stadtteilorientierung ist immer mehr in den Hintergrund getreten und einer immer stärker werdenden Institutionalisierung Offener Jugendarbeit gewichen. Eine Ausnahme bildet die Mobile Jugendarbeit, auf die ich im Kapitel 4.1 noch ausführlich zu sprechen kommen werde (vgl. Schumann 2005, S. 297ff).

3.3 Konzepte in der Offenen Jugendarbeit

3.3.1 Das sozialräumliche Muster in der Offenen Jugendarbeit

Der Begriff „sozialräumliche Jugendarbeit“ wurde von Lothar Böhnisch und Richard Münchmeier mit ihren gemeinsamen Veröffentlichungen, „Wozu Jugendarbeit?“ (1987) und „Pädagogik des Jugendraums“ (1990) in der Fachöffentlichkeit geprägt. Ihre gesellschaftliche Analyse, der zufolge die Auflösung tradiertter Normen und Freisetzung der Jugend von vorgefügten Lebensläufen zu einem Bedeutungsverlust von Institutionen, Rollen und Normen führe und gleichzeitig eine vermehrte sozialräumliche Orientierung der Jugendlichen zu Folge habe, bildet die Grundlage einer sozialräumlichen Jugendarbeit.

Kinder und Jugendliche haben, sozialisations- und entwicklungspsychologisch begründet, eine stärkere sozialräumliche Orientierung als Erwachsene. Durch die Veränderung von Normen, Rollen und Institutionen im Prozess der Modernisierung verstärkt sich diese sozialräumliche Orientierung an ihrer konkreten Lebenswelt. Gesellschaftliche Prozesse, wie die Individualisierung von Lebenslagen werden begleitet von verschiedenen Veränderungen in der sozialräumlichen Lebenswelt von Kindern und Jugendlichen (z. B. die Trennung von Wohn-, Arbeitsplatz und Freizeit).

Durch diese Entwicklung werden öffentliche Räume, auf die Kinder und Jugendliche sehr stark angewiesen sind, eingeschränkt, verändert, entwertet oder funktionalisiert.

Auf Grund der Veränderungen in der Lebenswelt von Kindern und Jugendlichen wird die Jugendarbeit selbst zum Medium der Raumeignung „in dem“ sich Jugendliche die Räume der Jugendarbeit (als öffentliche Räume) aneignen, verändern und das relativ unabhängig vom pädagogischen Angebot (vgl. Deinet 2005, S. 217ff).

Für den sozialräumlichen Ansatz bedeutet die Aneignung von Räumen eine qualitative Verbindung zwischen Subjekt und Ort. Deinet fasst das Konzept der Aneignung folgendermaßen zusammen:

Aneignung ist:

- „eigentätige Auseinandersetzung mit der Umwelt
- (kreative) Gestaltung von Räumen mit Symbolen etc.
- Inszenierung, Verortung im öffentlichen Raum (Nischen/Ecken/Bühnen) und in Institutionen
- Erweiterung des Handlungsraumes (die neuen Möglichkeiten, die in neuen Räumen liegen)
- Veränderung vorgegebener Situationen und Arrangements
- Erweiterung motorischer, gegenständlicher, kreativer und medialer Kompetenz
- Erprobung des erweiterten Verhaltensrepertoires und neuer Fähigkeiten in neuen Situationen
- Entwicklung situationsübergreifender Kompetenzen im Sinn einer „Unmittelbarkeitsüberschreitung“ und „Bedeutungsverallgemeinerung“ (ebd. 2005, S 221-222).

In der Offenen Jugendarbeit gibt es einige Ansätze, in denen das sozialräumliche Muster einfließt:

- Die cliquenorientierte Jugendarbeit arbeitet mit Jugendlichen an „ihren Orten“ und akzeptiert das (Raum)abgrenzungsverhalten dieser Gruppe.
- In der Mobilien Jugendarbeit/Streetwork, die sich bewusst von einer institutionellen Jugendarbeit distanziert, wird für eine Öffnung in den Stadtteil und damit für eine sozialräumliche Orientierung plädiert.

- In der Mädchenarbeit etwa, geht es unter anderem auch darum für Mädchen eigene Räume, Nutzungszeiten (eigene Mädchentage) und Einrichtungen zu schaffen.
- Schließlich folgen die erlebnispädagogischen Ansätze, die auch eine Antwort auf die Verarmung bzw. Erlebnisarmut jugendlicher Räume in der Stadt durch die Schaffung sozialräumlicher Arrangements, die gruppenspezifisch hoch aufgeladen und erfahrungsorientiert sind, geben wollen.

Ein Konzept, das sich an den Bedürfnissen der Kinder und Jugendlichen im Sozialraum orientiert, benötigt als Grundlage eine detaillierte Lebensweltanalyse, um darauf aufbauend Anforderungen, Ziele und Aufgaben der Kinder- und Jugendarbeit entwickeln zu können.

Ich werde auf den sozialräumlichen Ansatz hier nicht näher eingehen, da ich bei meinem Teil „Streetwork“ ab dem Kapitel 4.2.2.2 die konzeptionelle Entwicklung und die Methoden erläutere, die großteils eine sozialräumliche Sichtweise beinhalten. An dieser Stelle möchte ich auf Deinet (2005) verweisen, der sich der einzelnen Schritte der Konzeptentwicklung genau annimmt.

Heute wird die Diskussion um das „Sozialräumliche“ über die Jugendarbeit hinaus weitergeführt. Es geht hierbei auch um die Probleme der Städte und Strategien zu deren Lösungen wie Stadtteilmanagement und Quartierfonds etc. (vgl. ebd., S. 217ff).

3.3.2 Offene Jugendarbeit in ländlichen Regionen unter der Perspektive des sozialräumlichen Ansatzes

In der Diskussion über die Offene Jugendarbeit am Land kann festgestellt werden, dass eine vereinfachende Dichotomie zwischen Stadt und Land überholt ist und die Regionalisierung ländlicher Lebenswelten einen Prozess beschreibt, der sich insgesamt als sehr uneinheitlich darstellt.

Helga Zeiher hat den Begriff „Verinselung“ als Muster entwickelt, um damit den uneinheitlichen Lebensraum von Großstadtkindern zu beschreiben. Im Gegensatz zum Modell der allmählichen Erweiterung des Handlungsraumes nach Baacke geschieht die Raumeignung von Kindern und Jugendlichen im großstädtischen Bereich eben nicht in einer kontinuierlichen Erweiterung, sondern in der Aneignung

einzelner Rauminselfn (z. B. die Schule, das Kinderzimmer einer Freundin in einem anderen Stadtteil, der Sportclub usw.). Diese stehen in keinem direkten Zusammenhang, das bedeutet, dass die Distanzen zwischen den einzelnen Rauminselfn zum Teil nur mit Hilfe der öffentlichen Verkehrsmittel oder durch die Transporthilfe der Eltern überwunden werden können. Mobilität spielt dabei eine wesentliche Rolle. Obwohl dieses Konzept für den Großstadtraum entwickelt wurde, ist das Inselmodell sehr gut dazu geeignet, die Lebenssituationen der Kinder und Jugendlichen in ländlichen Regionen zu beschreiben. Viele von ihnen pendeln im Laufe des Tages zwischen verschiedenen Inseln, z.B. der kleinen Ortsgemeinde, in der sie wohnen, und den etwas größeren Ortschaften bzw. Kleinstädten, in denen sich oft die großen Schulzentren befinden.

Die Konzipierung einer Offenen Jugendarbeit im ländlichen Raum, aber auch die ganz konkrete Praxis der pädagogischen Arbeit hat mit zwei verschiedenen Verständnissen von Sozialraum zu tun. Einerseits wird der Raum als Sozialraum verstanden, d.h. als subjektiver Lebensraum betrachtet, den sich Jugendliche aneignen und damit einen Bezug zu den verschiedenen Räumen entwickeln können.

Wird der Raum andererseits als Planungsraum begriffen, wie es in der Jugendhilfe üblich ist, so werden Konzepte anhand von Angebot und Nachfrage erstellt. Wenn sich Jugendliche aber auf Grund ihrer Mobilität und der Verinselung ihrer subjektiven Lebenswelten größtenteils außerhalb dieser Planungsräume aufhalten, ergeben sich in der Planung und im Entwurf bzw. in der Umsetzung von Konzepten Probleme.

Deinet fragt: „Ist es richtig, Jugendeinrichtungen in einem Sozialraum zu planen und damit Kinder und Jugendliche quasi festhalten zu wollen oder muss nicht eher deren Mobilität gefördert und muss die Offene Kinder- und Jugendarbeit nicht die Funktion übernehmen, stärker die Verknüpfungen von Inseln auch außerhalb der Planungsräume zu ermöglichen“ (Deinet 2005, S. 415)?

Diese beiden verschiedenen Ansätze sind als Ansätze zu verstehen, die zueinander in einem Spannungsverhältnis stehen, es geht hierbei nicht um „entweder/oder“, sondern um eine Interpretation der Lebenslage von Kindern und Jugendlichen im ländlichen Raum, die beides nutzt.

Jugendliche aus ländlichen Regionen sind einerseits angewiesen auf das direkte gesellschaftliche Umfeld (Wohninsel, Heimatdorf, Freundeskreis usw.), andererseits nehmen sie durch die Medien, in Schule und Ausbildung an Entwicklungen teil, die

über ihren Nahbereich hinausgehen. So orientieren sie sich am direkten Wohnumfeld oder an der Region ebenso wie an weltweit über die Medien propagierten Konsumbildern und müssen diese Widersprüchlichkeit verarbeiten.

Welche Konsequenzen hat nun ein sozialräumlicher Ansatz bei der Offenen Jugendarbeit im regionalen Raum?

Zu allererst bedarf es einer genauen Analyse der Lebenswelten und der Sozialräume Jugendlicher. Die Bedürfnisse, die sich aus diesen Untersuchungen direkt in der Region ergeben, bilden somit die Grundlage für ein regionales Konzept von Jugendarbeit, abgestimmt auf die Bedürfnisse, mit ihren Schwerpunkten und Differenzierungen. Für einen kleinen Ort genügt es vielleicht den Jugendlichen einen Diskobus zu organisieren, für ein größeres regionales Einzugsgebiet ist möglicherweise ein teilkommerzielles Jugendcafé die richtige Wahl (vgl. dazu Kapitel 9.1.3. und 10.2).

Die eben beschriebenen sozialräumlichen Bedingungen in regionalen Lebenswelten müssen sich auch auf die Gestaltung des Ortes der Jugendarbeit ausrichten.

Das bedeutet, dass für Jugendliche im ländlichen Raum die Errichtung eines Jugendzentrums sicherlich sehr wichtig ist. Was passiert jedoch nach etwa 20 Jahren damit, wenn sie dann sozialräumlich am falschen Platz stehen? Offene Jugendarbeit am Land ist auch dazu da, Mobilität von Jugendlichen zu fördern, etwa durch mobile Angebote, die bewusst gerade nicht im Ort stattfinden. Für Kinder und Jugendliche ist gerade diese Erweiterung ihres Handlungsraumes im Sinne einer regionalen Orientierung enorm wichtig. Zusammengefasst heißt das, dass Jugendarbeit gerade auf diese Bedürfnisse zwischen „Institution“ und „Mobilität“ flexibel reagieren muss.

Konkret für die Jugendarbeit bedeutet das, dass sie, wie die Jugendlichen selbst, die Ambivalenzen managen muss, indem sie gleichzeitig auf mehreren Ebenen tätig ist, den Nahraum einerseits stärkt und andererseits über diesen hinausdenkt und handelt. Als gutes Beispiel dafür wäre sicherlich eine moderne „Container-Einrichtung“, die nicht an einen Standort gebunden ist (vgl. ebd., S. 413ff).

3.3.3 Der bedürfnisorientierte Ansatz in der Offenen Jugendarbeit

Offene Jugendarbeit muss sich an den Bedürfnissen der Jugendliche orientieren, wenn sie erfolgreich sein soll. Welche dieser Bedürfnisse und inwieweit diese erfüllt

werden können, hängt wesentlich von den Bedürfnissen, Werten, Kompetenzen und Ressourcen der JugendarbeiterInnen ab. Der Ansatz, Jugendliche dort abzuholen, wo sie stehen und sich an ihren Bedürfnissen zu orientieren ist nicht neu und kaum umstritten. Im Folgenden geht es eher darum zu sehen und zu erkennen, welche Bedürfnisse die Jugendlichen und welche die JugendarbeiterInnen haben. Ferner geht es darum Bedürfnisse Jugendlicher herauszufiltern, welche Möglichkeiten zur Umsetzung sich darbieten und welche Bedürfnisse auf Jugendliche projiziert werden.

Diethelm Damm erläuterte in den frühen 1970er Jahren das Konzept des bedürfnisorientierten Ansatzes, der durch die Auseinandersetzung mit objektivistischen und subjektivistischen Vorstellungen von Jugendarbeit entwickelt wurde.

Der objektivistische Ansatz vertritt die Meinung, dass man mit Hilfe sozialwissenschaftlicher Analysen die „objektiven“ Interessen Jugendlicher herleiten könne. Eine Aufgabe der Jugendarbeit sei es dann, diese den Jugendlichen bewusst zu machen und sie zu deren Durchsetzung zu motivieren.

Der subjektivistische Ansatz hingegen geht davon aus, dass man Jugendlichen das anbieten müsse, was sie verbal artikulieren.

Die Erfahrung hat gezeigt, dass beide Ansätze zu kurz greifen, dass sich Bedürfnisse auf der einen Seite nicht rein wissenschaftlich erfahren lassen und auf der anderen Seite nicht einfach abfragbar sind. Bedürfnisse sind abhängig vom jeweiligen Kulturkreis, dem der Mensch angehört, vom Geschlecht, Alter von der Schichtzugehörigkeit der ethnischen Gruppenorientierung und vielem mehr.

Die Grundbedürfnisse (Essen, Trinken, Schlaf, Sexualität, Bewegung usw.) gelten für alle Menschen gleich, Freizeitbedürfnisse hingegen sind sehr stark persönlichkeits- und situationsabhängig. Im Alltag sind viele Dinge zu erledigen, Jugendliche müssen in die Schule oder zur Arbeit gehen, dem gegenüber steht die freie Zeit, die individuell gestaltet werden kann. Ob nun Jugendliche in eine Offene Jugendeinrichtung gehen, ist ihnen überlassen und hängt nicht nur von dem jeweiligen Angebot, sondern auch der eigenen physischen bzw., psychischen Verfassung ab, z. B. ob dort auch Freunde zu treffen sind und vielem mehr. Außerdem haben Jugendliche oft sehr ambivalente Bedürfnisse. Auf der einen Seite wird von den JugendarbeiterInnen verlangt, dass sie wie Mutter und Vater sind, auf der anderen Seite sollen sie ganz anders als diese sein und schlussendlich sollen sie

alles miteinander vereinen. Diese Bedürfnisse sind typisch für die Jugendphase, mitunter ist es für MitarbeiterInnen nur schwer möglich darauf adäquat zu reagieren.

Für SozialarbeiterInnen spielen mehrere Faktoren zusammen: Sie sind professionelle JugendarbeiterInnen und es ist im Gegensatz zu den Jugendlichen ihr Beruf in der Jugendeinrichtung zu arbeiten. SozialarbeiterInnen müssen die Forderungen der TrägerInnen und FörderInnen erfüllen. Sie haben einen sozialpädagogischen Auftrag, nach dem sie handeln und sie selbst haben Bedürfnisse, die – wie oben schon erwähnt – gesellschaftlich und grundbedürfnisgesteuert geprägt sind. Nun wird ersichtlich, dass es mitunter etwas schwierig wird den Überblick zu behalten (vgl. dazu Kapitel 8.3). Damm sieht jedoch hierzu keine Alternative. Er schlägt folgende Reflexions- und Planungsschritte vor:

1. Klärung der Vereinsphilosophie

Will man Offene Jugendarbeit professionell betreiben, muss sich jede JugendarbeiterIn mit ihren eigenen Bedürfnissen, Interessen, Werten und Vorstellungen auseinandersetzen. In Abstimmung mit den KollegInnen und den TrägerInnen wird daraufhin eine gemeinsame Vereinsphilosophie entwickelt, mit der sich alle Beteiligten identifizieren können. Es werden Fragen behandelt, welche die Aufteilung der Räumlichkeiten, Werte, Ziele, Öffentlichkeitsarbeit usw. beinhalten.

2. Markt und Ressourcenanalyse

An dieser Stelle ist es wichtig, genau über das Freizeit- bzw. Beratungsangebot der jeweiligen Region Bescheid zu wissen, um den Jugendlichen umfassende und gute Angebote machen zu können. Leitfragen in diesem Zusammenhang wären etwa: Welche Angebote gibt es in der Region und für welche Zielgruppe sind sie geeignet? Welches Image hat die eigene Institution? Welche gesellschaftlichen Entwicklungen beeinflussen das Beratungs- bzw. Freizeitangebot?

3. Lebensweltanalyse

Im Rahmen einer Marktanalyse sollten sich die JugendarbeiterInnen insbesondere über jene Bereiche informieren, die Jugendliche, mit denen sie arbeiten, im wesentlichen prägen. Dazu zählen Wohn-, Schul- und Verkehrssituation, sowie städtische, regionale und familiäre Verhältnisse, aber auch die Freizeitzentren.

4. Bedürfniserhebung

Über aktuelle Bedürfnisse von Jugendlichen erhält man durch Fragebogenerhebungen und Jugendstudie eher nur eine ungefähre Orientierung bezüglich Mode, Szenen- und Cliquesstandards usw. Will man einen Zugang zu den Interessen von Jugendlichen bekommen ist es unbedingt notwendig vor Ort durch direkte Interaktion und Kommunikation das nötige Wissen zu erwerben.

Unter anderem bieten sich folgende Zugänge an:

Regelmäßige, persönliche Gespräche mit den Jugendlichen, vor allem mit sogenannten „Schlüsselpersonen“, damit sind Personen gemeint, die unterschiedlichen Gruppen angehören (BesucherInnen bzw. NichtbesucherInnen der Jugendeinrichtung) mit Themenschwerpunkten wie etwa Freizeitpräferenzen, Vorbilder, Probleme, aktuelle Ziele, Erfahrungen, die mit verschiedenen Jugendeinrichtungen gemacht wurden usw. Wichtig dabei ist die Jugendlichen in ihren Bedürfnissen wahrzunehmen und sich von den eigenen vorgefertigten Fragen zu distanzieren. Die Jugendlichen sollten auch dazu motiviert werden, gemeinsam das auszuführen, was ihnen wirklich wichtig ist.

Einige Beispiele wären:

- Rollen- und Planspiele: JugendarbeiterInnen und Jugendliche tauschen die Rollen.
- Zukunftswerkstätten: Von der Utopiephase bis zur Umsetzungsüberlegung.
- Fahrten mit den Jugendlichen zu besonderen Ereignissen und die Überlegung wie man die gewonnenen Erfahrungen eventuell auf die Jugendeinrichtung umlegen könnte.
- Medien- und andere Projekte zur Bedürfnisthematisierung, wie z. B. die Entwicklung eines Videofilms oder mit Hilfe eines anderen technischen Mediums über Dinge im Jugendzentrum, welche die BesucherInnen als spannend und interessant empfinden.

5. Bedürfnisanalyse

Durch die vielfältigen Kontakte, Gespräche und Unternehmungen mit den Jugendlichen entsteht für die MitarbeiterInnen unweigerlich ein „Eindrucks- bzw. Gefühlsstau“. Um professionelle Sozialarbeit leisten zu können, müssen die

verschiedensten Eindrücke reflektiert werden, Team- bzw. Einzelsupervisionen sind hier unbedingt notwendig.

6. Ermittlung von Schnittpunkten

Die von Punkt 1 bis Punkt 5 beschriebenen Analysen liefern die wichtigsten Kriterien für die Festlegung möglicher Schnittpunkte der Interessen von Jugendlichen, Ehrenamtlichen, Honorarkräften und Professionellen.

Diethelm Damm (1998) geht noch näher auf jene Punkte ein, die nach der Ermittlung möglicher Schnittpunkte bei der Umsetzung konkreter Vorhaben essentiell sind. Er unterscheidet dabei folgende Bereiche aus der Sicht der JugendarbeiterInnen:

- Selbstorganisationsvorhaben: Hier muss überlegt werden, was Jugendliche bereits selbst organisieren können und was ihrer Eigeninitiative überlassen werden kann. Die JugendarbeiterInnen bieten in diesem Bereich Hilfe zur Selbsthilfe an.
- Gemeinsame Projekte: MitarbeiterInnen und Jugendliche sind bei der Planung und Durchführung von verschiedenen Projekten gleichberechtigt.
- Dienstleistungsangebote: Jene Angebote, die an den Bedürfnissen der Jugendlichen ansetzen, jedoch auf Initiative der JugendarbeiterInnen zustande kommen und in erster Linie Unterhaltungs-, Unterstützungs- oder Informationscharakter haben.
- Animationsprojekte: Hier geht es darum, nicht nur an den Bedürfnissen Jugendlicher anzusetzen, sondern sie gemeinsam zu reflektieren, einzuschätzen und weiterzuentwickeln (vgl. Damm 1998, S. 221ff).

3.3.4 Der Präventionsansatz in der Offenen Jugendarbeit

An dieser Stelle möchte ich auch auf Abschnitt 2.7 verweisen, in dem das Präventionsmodell von Caplan beschrieben wird.

Um Inhalte und Methoden der Jugendarbeit auf ihre Relevanz in Bezug auf Prävention zu überprüfen, bedarf es einer Definition der Begriffe „Risiko“ sowie einer Abgrenzung zum Begriff „Gesundheitsförderung“.

Die wichtigsten Punkte lassen sich folgendermaßen zusammenfassen:

Risiko

Der Risikobegriff kann als statistische Abweichung einer Norm verstanden werden. Ein Beispiel dafür wäre etwa, dass der regelmäßige Konsum von Alkohol bei 13-jährigen Mädchen zu dem signifikant erhöhten Risiko innerhalb weniger Jahre führen kann, alkoholkrank zu werden.

Risiko kann auch als Normverletzung im Sinne eines gesellschaftlich unerwünschten Verhalten verstanden werden, zum Beispiel, dass Alkoholkonsum im Straßenverkehr das Unfallrisiko erhöht (vgl. 4. B. J. Ö. Teil B.; Prävention in der außerschulischen Jugendarbeit 2003, S. 7).

Gesundheitsförderung

Gesundheitsförderung bezieht sich auf das von Antonovsky entwickelte salutogenetische Modell, welches sich mit den Bedingungen von Gesundheit – ohne Bezug zu einem determinierenden, pathogenetischen Entwicklungsgefüge – beschäftigt. Prävention als Konzept setzt voraus, dass Risiken, die eine Gefährdung bzw. erste akute Zeichen einer Schädigung gesundheitlicher und sozialer Art darstellen, vermindert, wenn nicht sogar verhindert werden sollen. Antonovsky wollte wissen, warum Menschen trotz stetiger gesundheitsgefährdender Einflüsse nicht erkranken bzw. sich rasch wieder von Krankheiten erholen. Damit kehrte er die Fragestellung des biomedizinischen Modells um. Das biomedizinische Modell konzentriert sich ausschließlich auf die negative Abweichung messbarer biologischer Variablen von der Norm. Soziale und psychologische Faktoren von Krankheit, sofern diese überhaupt berücksichtigt werden, erklärt man auf Basis gestörter somatischer Prozesse (vgl. 4. B. J. Ö. Teil B.; Prävention in der außerschulischen Jugendarbeit 2003, 10f).

3.3.4.1 Prävention in der österreichischen Jugendarbeit

Im Rahmen der Untersuchung des 4. Berichts zur Lage der Jugend 2003 (Teil B: Prävention in der außerschulischen Jugendarbeit) wurden insgesamt 403 Einrichtungen der Offenen und verbandlichen Jugendarbeit sowie Jugendinitiativen mit einem standardisierten Fragbogen befragt.

Die wichtigsten Ergebnisse seien hier zusammengefasst:

In der österreichischen Jugendarbeit werden viele Themen bearbeitet, die als primäre Arbeitsgebiete der Prävention anzusehen sind und viele Methoden eingesetzt, die PräventionsexpertInnen als präventiv einstufen.

Freizeit- und erlebnispädagogische Methoden und Aktivitäten, deren Ziel eine Steigerung des Selbstbewusstseins der Jugendlichen ist, stellen den Schwerpunkt der Methodenvielfalt im Bereich präventiver Jugendarbeit dar.

Es fällt auf, dass der Einsatz dieser Methoden manchmal nicht reflektiert erfolgt. 60% aller Einrichtungen geben an, gezielte Präventionsarbeit zu leisten. Von jenen, die das nicht angeben, werden jedoch viele Methoden eingesetzt, die als präventiv eingestuft werden. Die Jugendarbeit sieht und erreicht ein äußerst weites Feld Jugendlicher, das auch „besondere Zielgruppen“ umfasst, die nach Beschreibung der Theorie der Präventionsarbeit für einige Problembereiche höhere Gefährdungen aufweisen und somit Zielgruppen der sekundären Prävention darstellen.

Für all jene „speziellen Zielgruppen“ (ausgenommen Jugendliche mit Behinderungen), gilt, dass sich vor allem die Offene Jugendarbeit mit den sogenannten „Problemjugendlichen“ auseinandersetzt. Dazu zählen auch Jugendliche, die aus Sicht der Präventionstheorie als stärker gefährdet gelten.

Weiters lässt sich feststellen, dass die außerschulische Jugendarbeit nicht alleine für die Prävention zuständig ist, sondern dass für alle Bereiche der Prävention auch andere Einrichtungen gefordert sind. Am meisten zuständig fühlt sich die Jugendarbeit für die Prävention in den Bereichen „Sucht“, „Gewalt“ und „Drogenmissbrauch“ sowie „sexueller Missbrauch“.

Präventionsarbeit sollte nur einen Teil der Jugendarbeit einnehmen und nicht andere Angebote der Jugendarbeit (Freizeitangebote, Partizipationsangebote usw.) in den Hintergrund drängen. Dies wurde durch die Ergebnisse der Studie ebenfalls positiv belegt (vgl. 4. B. J. Ö. Teil B:; Prävention in der außerschulischen Jugendarbeit 2003, S. 5ff).

Scheipl kritisiert am „Vierten Bericht zur Lage der Jugend, Teil B: Prävention in der außerschulischen Jugendarbeit“ vor allem, dass Jugendarbeit ausschließlich unter dem Aspekt der Prävention untersucht werde. Dies sei insofern problematisch als Jugendarbeit mit Präventionsarbeit gleichgesetzt werde und dies weitreichende Folgen habe.

- Prävention werde nicht als ein Konzept neben vielen anderen innerhalb der Jugendarbeit gesehen. Prävention werde nur im Zusammenhang mit

Gesundheitsförderung diskutiert. Der Stellenwert von Prävention in der modernen Jugendarbeit und eine differenzierte Auseinandersetzung mit der Problematik der Prävention in der sozialpädagogischen Jugendarbeit würden nicht behandelt.

- Die Klientel der Jugendarbeit werde vorwiegend aus der Defizitperspektive betrachtet.
- Auch in der Öffentlichkeit sei „Prävention“ zu einem neuen „Zauberwort“ geworden (vgl. dazu Kapitel 5.1 und 9.1.2). Für außerschulische Jugendarbeit, die nicht „Prävention“ anbietet, sei es sehr schwierig, Gelder aus öffentlicher Hand zu beziehen (vgl. Scheipl, Hollabrunn 1/2004, S. 31ff).

3.3.5 Die kritische Betrachtung des Präventionsansatzes innerhalb der Offenen Jugendarbeit

Nach Hornstein (2001) ersetzt der Präventionsgedanke die ursprünglich wichtige Frage, welche Aufgaben sich aus der Reflexion des Generationenverhältnisses ergeben. Lindner zitiert Hornstein folgendermaßen: „Dies ist der Ausdruck einer gesellschaftlichen Situation, in der postmoderne Beliebigkeit das Resultat und Ausdrucksform der Tatsache ist, dass die ältere Generation sich nicht im Klaren ist darüber (sich auch keine Gedanken darüber macht!), was sie mit der jüngeren will, sie deshalb auch nicht zur Artikulation dessen kommt, was sie (*selbst*) will“ (Hornstein 2001; S. 19, zit. n. Lindner 2005, S. 258).

Unterhalb dieser generationsbezogenen Problemverschiebung fungiert Prävention als Verdrängung bzw. De- Thematisierung sozialpolitischer Rahmenbedingungen und verlagert damit eine adäquate Auseinandersetzung mit Ausgrenzung, Chancungleichheit, Marginalisierung, Armut und Jugendarbeitslosigkeit auf einen „Nebenschauplatz“.

Verfolgt man Berichte und Meldungen der letzten Jahre, so wird ersichtlich, dass vor allem nach dem 11. September 2001 der Präventionsansatz in der Jugendarbeit bezüglich Gewalt- und Kriminalität zugenommen hat. Parallel dazu ist es auf der anderen Seite wissenschaftlich belegt, dass Jugendkriminalität einen nur sehr geringen Teil der Gesamtkriminalität ausmacht und dass jugendliche Delinquenz eine entwicklungstypische Verhaltensweise und (in den meisten Fällen) vorübergehend ist.

Jugendliche werden mit größter Wahrscheinlichkeit immer wieder einmal auffällig werden. Psychische Krankheiten, Stresssymptome und Drogengebrauch lassen darauf schließen, dass die Bewältigungsanforderungen von Kindern und Jugendlichen auf der individuell-subjektiven Ebene zunehmen. Parallel dazu wird die Zahl der Jugendlichen in den folgenden Jahren ansteigen, ohne dass diese mit den Institutionen der Betreuung, Bildung und beruflicher Integration hinreichend abgestimmt wurde.

Nach Lindner ist es nicht sinnvoll auf diese Entwicklungen mit Prävention zu reagieren sondern es bedarf einer weitsichtigen und angemessenen Jugendpolitik, die gegenwärtig nicht vorhanden ist.

Über Prävention im Allgemeinen und die verschiedenen Präventionsansätze im Speziellen gibt es in der Offenen Jugendarbeit Uneinigkeit bezüglich ihrer Effizienz und Nachhaltigkeit. Auch fehlt es oft an Reflexion innerhalb der Jugendarbeit. Auf der anderen Seite ist zu bemerken, dass die Jugendarbeit durch den Präventionsansatz in ihrem öffentlichen Ansehen aufgewertet wurde. Dies ist wiederum nur deshalb möglich weil sich Offene Jugendarbeit offenbar noch immer gezwungen fühlt ihre Professionalisierung zu legitimieren. Die Folge davon ist, dass sie dadurch ihre eigentlichen fachlichen Maximen aus dem Blick verliert. Finanzielle Unterstützung gibt es für Prävention, für normale sozialpädagogische Arbeit mit normalen Jugendlichen sind offensichtlich die Mittel nicht vorhanden und sie wird vielfach als „freiwillige“ Aufgabe angesehen.

Es bleibt die Frage offen, wie es möglich war und ist, dass ausgerechnet Kinder und Jugendliche in das Zentrum öffentlicher Ängste und Bedrohungen gestellt werden und sich die Kinder- und Jugendarbeit entgegen ihrem eigentlichen fachlichen Bildungsauftrag als Erprobungs- und Aktionsfeld vielfältiger präventiver Aktivitäten heranziehen und missbrauchen lässt (vgl. Lindner 2005, S. 254ff)?

Vor allem in ländlichen Gebieten sind viele Projekte der Mobilen Arbeit in den letzten Jahren auch deshalb entstanden, da Konflikte mit Kindern und Jugendlichen im öffentlichen Raum immer mehr thematisiert wurden (vgl. dazu Kapitel 6; 8.2.1, Code 17 und Kapitel 9.2).

Oft sind die Gefahrenpunkte auch hier durchaus berechtigt, nur besteht die Gefahr, dass Jugendarbeit „in den Sog der Sicherheits- bzw. Präventionsdebatte“ (Lindner 1999, S. 157, zit. n. Lindner 2005, S. 420) gerät. Der öffentliche Raum wird dabei nur

unter den negativen Vorzeichen eines unkontrollierten Raums gesehen, in dem „Verschmutzung“ und „Verwahrlosung“ unter Kontrolle gebracht werden müssen

Die sozialräumliche Sichtweise von Jugendarbeit vertritt die Meinung, dass eine pädagogische Arbeit, die sich immer nur an möglichen Gefahren orientiert, die positiven Aneignungs- und Bildungsmöglichkeiten insbesondere des öffentlichen Raums übersieht. Die präventive Arbeit erweist sich oft als kaum nachweisbar und lässt die Jugendarbeit zur Feuerwehr einer Jugendpolitik verkommen, der es darum geht Kinder und Jugendliche in Einrichtungen zu integrieren (vgl. Deinet 2005, S. 421).

3.4 Die Zukunft der Offenen Jugendarbeit

Nach Münchmeier muss Jugendarbeit, wenn sie in der Zukunft offensive Arbeit leisten möchte, einige grundlegende Dinge berücksichtigen:

Jugendarbeit muss sich eine Zeitdiagnose erarbeiten, um die gegenwärtige Entwicklung differenziert einschätzen zu können. Es gilt geeignete Maßstäbe zu finden, um Trends bewerten und einschätzen zu können und Jugendarbeit soll sich darüber im Klaren sein, dass all diese Trends in der Regel ambivalente Entwicklungen meinen. Damit sind Veränderungen gemeint, die sowohl Chancen wie auch Risiken für die Jugend beinhalten.

Für Kinder und Jugendliche ist zusätzlich zur Aufgabe der Vorbereitung auf die Zukunft (Qualifikationserwerb) die Aufgabe der Alltagsbewältigung hinzugekommen.

Bildung spielt dabei eine zentrale Rolle, sie ist viel mehr als ein bloßer Wissens- bzw. Qualifikationserwerb. Sie ist die Voraussetzung dafür, sich in der gegenwärtigen Welt zu verorten und zu behaupten. Moderne Pädagogik spricht in Bezug auf Bildung nicht mehr bloß von einer „Qualifikation“, sondern immer mehr von einer zentralen Ressource oder einer „Lebenskompetenz“. Bildung ist in diesem Sinne als Prozess zu sehen. Ergebnisse aus der 13. Shell Jugendstudie bestätigen, dass Jugendliche mit guten Bildungsvoraussetzungen optimistischer in die Zukunft blicken, weil sie ein höheres Vertrauen in ihre eigene Wirksamkeit besitzen. Sie sind weiters auch stärker immun gegen Rückschläge, sind politisch interessierter und kritischer, haben ein größeres Interesse an sozialen Kontakten und sind im Allgemeinen toleranter.

Münchmeier sieht die Jugendarbeit für die Zukunft gut vorbereitet, da sie auf einen 20-jährigen Theorievorrat zurückblicken kann. Anders als in den 1970er und 1980er Jahren, als Konzepte der Jugendarbeit noch so formuliert wurden, dass sie sich bekämpften und ausschlossen, liegen heute Konzepte der Jugendarbeit vor, die aufeinander bezogen und miteinander verknüpft werden können und sollen.

Jeder der verschiedenen Ansätze betont nach dem Verständnis von Münchmeier zufolge wichtige Aspekte und trägt deshalb zu einer Gesamtorientierung bei. Jeder der Ansätze hat für sich genommen wiederum seine Grenzen, die durch die Verbindung mit den anderen Modellen überwunden werden können (vgl. Münchmeier 2005, S. 649ff).

4. Aufsuchende Ansätze bei der Arbeit mit Jugendlichen

In der Literatur zur „aufsuchenden Jugendarbeit“ gibt es bezüglich der Definitionen zum Arbeitsfeld in vielerlei Hinsicht Uneinigkeit.

Auf der einen Seite werden die Unterschiede „Mobile Jugendarbeit“, „Streetwork“ und „aufsuchende Sozialarbeit“ als besonders wichtig erachtet (vgl. Fülbier/Münchmeier 2001, S. 589), auf der anderen Seite herrscht die Meinung, dass durch die Definition neuer Begriffe die Grundprinzipien der Mobilen Arbeit nicht wesentlich weiter gedacht werden (vgl. Klose/Steffan 1998, S. 296). Einigkeit herrscht darüber, dass bei allen oben genannten Begrifflichkeiten die Grenzen ins jeweils andere Arbeitsfeld fließend sind.

Laut Fülbier und Steimle gibt es in der Vielfalt der verschiedenen Ansätze zwei verbindende Elemente:

1. Den grundsätzlich lebensweltorientierten Ansatz
2. Den gemeinsamen methodischen Ansatz (vgl. Fülbier/Steimle 2001, S. 589).

1.) Der lebensweltorientierte Ansatz:

Der lebenswelttheoretische Ansatz dessen Begriff mit Hans Thiersch verbunden ist, versteht „Lebenswelt“ als sozialwissenschaftliches phänomenologisch akzentuiertes Konzept, als einen Versuch, Lebensverhältnisse der jeweiligen Klientel sozialer Arbeit, verständlich zu machen. Der Begriff „Lebenswelt“ umfasst ein sehr weitläufiges Gebiet und wird durchaus widersprüchlich diskutiert.

Grunwald und Thiersch (2004) schreiben in ihrem Buch „Praxis Lebensweltorientierter Sozialer Arbeit“, dass das Konzept der Lebensweltorientierung „eine spezifische Sicht der Bestimmungsmerkmale heutiger Lebensverhältnisse mit daraus sich ergebenden Konstruktionsprinzipien der Sozialen Arbeit“ verknüpft. „Es entwickelt Kriterien zur Kritik an Institutionen und Strukturen heutiger Sozialer Arbeit und entsprechenden Professionalisierungsmustern und zum Entwurf von institutionellen Arbeitsstrukturen, die heutigen Lebensverhältnissen angemessen sind“ (Grunwald/Thiersch 2004, S. 13). Beide AutorInnen betonen, dass

ein Verstehen dieses Ansatzes nur im Kontext seiner theoretischen Annahmen und Konzepte möglich ist. Als theoretisches Konzept, das hinter der Lebensweltorientierung im Zusammenhang mit Sozialer Arbeit liegt, kristallisiert sich ein Zusammenspiel von vier Zugängen heraus.

1. *Die hermeneutische-pragmatische Traditionslinie der Erziehungswissenschaft:* Sie wurde vor allem von Dilthey, Nohl und Weniger begründet und durch Roth und Mollenhauer zur sozialwissenschaftlichen und kritischen Pädagogik weiterentwickelt. Die hermeneutisch-pragmatische Pädagogik ist an der alltäglichen Praxis und dem darauf bezogenen Handeln interessiert. Zusammengefasst lässt sich feststellen, dass im Zentrum der hermeneutisch-pragmatischen Tradition immer die bereits vorgefundene und vorinterpretierte, jedoch zugleich veränderbare Lebenswirklichkeit in ihrer historischen, kulturellen und sozialen Dimension steht.
2. *Das phänomenologisch-interaktionistische Paradigma:* Darunter fallen die phänomenologischen und interaktionistischen Analysen von Alltag und Lebenswelt in der Tradition der Chicago-School, wie sie von Schütz, Berger/Luckmann und Goffman vertreten wurden. Im Kontext der kritischen Alltagstheorie wurden sie von Heller, Kosik, Levebvre und Bordieu weiterentwickelt. Die Rekonstruktion der alltäglichen Lebenswelt betrachtet Menschen in ihren alltäglichen Verhältnissen, von denen sie geprägt werden, die sie aber auch aktiv mitbestimmen und -gestalten.
3. *Die kritische Alltagstheorie:* Die Analysen des kritischen Alltagskonzepts beschreiben vor allem die Ambivalenz im Alltag. Die Absicht der kritischen Alltagstheorie besteht darin, im Alltag zugleich die Ressourcen zu sehen, Borniertheiten zu zerstören und in ihnen auch unentdeckte und verborgene Möglichkeiten aufzuzeigen.
4. *Analyse gesellschaftlicher Strukturen:* Erfahrene Wirklichkeit ist immer bestimmt durch gesellschaftliche Strukturen und Ressourcen. Das Konzept der Lebensweltorientierung stützt sich auf die Darstellung der gesellschaftlich-sozialen Ressourcen und auf die Untersuchung von Lebensmustern zur gesellschaftlichen und sozialen Bestimmung. Damit sind Migrationskultur, Geschlechterrollen, Arbeits- und Beschäftigungsmöglichkeiten etc. gemeint (vgl. Grunewald/Thiersch 2004, S.13ff).

Die Dimensionen im Bereich der Lebensweltorientierten Arbeit

In diesem Abschnitt stellen die AutorInnen die Aufgaben Sozialer Arbeit im Kontext der Lebensweltorientierung in den Dimensionen von Zeit, Raum, sozialen Beziehungen und Bewältigungsarbeit zusammengefasst dar:

- *Bewältigungsaufgaben:* Damit ist die Unterstützung bei den Schulaufgaben z. B. innerhalb der Familienhilfe gemeint oder die Ermutigung soziale und finanzielle Probleme zu bewältigen. Lebensweltorientierung betont hier die Ergiebigkeit und den Wert dieser Arbeit im Kleinen.
- *Dimension der erfahrenen Zeit:* Damit sind die Strukturen der Zeit im Lebenslauf, die verschiedenen Bewältigungsaufgaben und Kompetenzen in den Lebensphasen gemeint. Weiters thematisiert sie die Unterschiedlichkeit der erfahrenen Zeit in Bezug z. B. auf Dichte, Konsistenz oder Perspektivität in den verschiedenen Lebensphasen. Grunwald und Thiersch erinnern daran, dass es mitunter schwierig ist, sich in der heutigen Zeit mit ihrer widersprüchlichen und brüchigen Lebenswelt an der Gegenwart zu orientieren. In diesem Zusammenhang wird Lebensweltorientierte Soziale Arbeit auch als sensibel für Aufgaben des Daseins und des Aufenthalts dargestellt, wie sie sich z. B. in der Arbeit mit Süchtigen, der gemeindepsychiatrischen Arbeit oder im Umgang mit alten Menschen in der letzten Phase ihres Lebens ergibt. Im Sinne einer immer offeneren und riskanter werdenden Zukunft zielt sie auf Kompetenzen um dieser Offenheit gewachsen zu sein. Ein Beispiel dafür wäre, Jugendliche kompetent (z. B. in der Jugendberufshilfe) für die auf sie zukommende Offenheit von Arbeitsverhältnissen oder anderen Lebens- oder Beschäftigungsmöglichkeiten zu machen.
- *Die Dimension des Raums:* Menschen sind eingebettet in ihren jeweils erfahrenen Raum, der sich sehr unterschiedlich darstellt. Lebensweltorientierte Soziale Arbeit sieht Menschen in ihren räumlichen Verhältnissen, d. h. in städtischen oder ländlichen Strukturen, auf der Straße und in Abgrenzungen, Spannungen und Auseinandersetzungen zwischen den Territorien. Sie versucht unattraktive und deprivierende Strukturen eines verengten Lebensraums für neue Optionen zu öffnen und vorhandene Ressourcen zu aktivieren. Damit sind Einrichtungen, wie z. B. Jugendhäuser,

der Ausbau ambulanter Dienste, die Umgestaltung von Heim- oder Anstaltsstrukturen usw. gemeint.

- *Soziale Bezüge*: Soziale Arbeit agiert in den Ressourcen und Spannungen der sozialen Bezüge. Damit wäre beispielweise ein Projekt der gemeinsamen Kindererziehung zwischen Eltern und Kindereinrichtungen gemeint. Ein weiteres Beispiel wäre die Arbeit mit schwierigen Heranwachsenden. Diese muss sich auf die Komplexität des sozialen Netzes bzw. auf die Unterschiedlichkeit der sozialen Erfahrungen beziehen und darf sich nicht auf die klassischen Lebensorte von Familie und Schule beschränken. Lebensweltorientierte Arbeit beharrt auf der Spannung zwischen dem Bedürfnis nach Dauer und Verlässlichkeit und neuen offeneren Lebensformen. Weiters besteht sie darauf, dass Pädagogik kompensierend und entlastend verlässliche und belastbare Beziehungen anzubieten hat. Das spielt vor allem für jene KlientInnen eine große Rolle, die verletzende Erfahrungen von Unzuverlässigkeit, psychischer Funktionalisierung und Verstoßenwerden erfahren haben (vgl. ebd., S. 32ff).

Hilfe zur Selbsthilfe/Empowerment: „Die Kompetenz zur Lebensbewältigung zielt – in allen Belastungen und Überforderungen der heutigen Situation – darauf, in den Widersprüchen und Offenheiten der Verhältnisse zur Kohärenz zu finden, also zu einer Sicherheit im Lebenskonzept, die sich im Risiko des Offenen behaupten kann gegen Ressentiment, Verzweiflung oder Ausbrüche in Gewalt und Sucht“ (ebd., S. 35).

Im Zusammenhang mit Sozialer Arbeit auf der Straße werden hier einige Grundannahmen aufgelistet:

- Lebenswelt meint die gegebenen Sozialräume sowie die regionalen, lokalen und straßenbezogenen sozialen Netze, Zusammengehörigkeiten und Spannungen.
- Lebenswelt meint auch die Strategien des Umgangs mit Problemen, die verschiedenen Überlebenstechniken, Bewältigungsmuster, in denen Menschen sich in den vielfältigen, komplexen, oft auch unübersichtlichen und widersprüchlichen Alltagsaufgaben zu behaupten versuchen.
- Lebensweltorientierte Soziale Arbeit agiert in der Lebenswelt der AdressatInnen, orientiert sich in ihren Verständnis- und Hilfsangeboten an

deren Lebenswelt, ist jedoch immer als institutionell-professionell gestützte Arbeit zu sehen. Lebensweltorientierung als Programm zielt nicht auf die Identifikation der Sozialen Arbeit mit der Lebenswelt der AdressatInnen ab, sondern auf die Vermittlung spezifischer Ressourcen von Sozialer Arbeit mit den Ressourcen der Lebenswelt der AdressatInnen. (vgl. Thiersch http://www.fhpotsdam.de/~Sozwes/projekte/steffan/final/was_sw.htm 1997, S. 3)

2.) Der methodische Ansatz:

Im gemeinsamen methodischen Ansatz, geht es darum, nicht darauf zu warten, bis die Klientel in die jeweilige Einrichtung kommt, sondern direkt dorthin zu gehen, wo sich die Zielgruppe aufhält. Diese Methode folgt der Erkenntnis, dass immer mehr junge Menschen von Angeboten der Jugendarbeit bzw. Jugendsozialarbeit und anderen sozialen Diensten nicht mehr erreicht werden und die Notwendigkeit anderer Kontaktaufnahmen, Hilfen und Beratungsangeboten besteht, die flexibel und AdressantInnen orientiert sind (vgl. dazu Kapitel 5.4.2 bis 5.6).

Im Folgenden soll eine kurze Definition von „Mobiler Jugendarbeit“ und „Streetwork“ mit ihren jeweiligen Arbeitsschwerpunkten deren Differenzierung veranschaulichen (vgl. Fülbier/Steimle 2001, S. 589).

4.1 Mobile Jugendarbeit

Die historischen Wurzeln zeitgenössischer Straßensozialarbeit und Mobiler Jugendarbeit sind nicht eindeutig. Mobile Jugendarbeit ist nur partiell mit den Entwicklungsströmen der Offenen Jugendarbeit verbunden. Zum anderen kristallisieren sich, historisch gesehen, zwei separate Entwicklungslinien heraus, nämlich die Entwicklung theoretischer Konzepte und praktischer Handlungsansätze (vgl. Klose/Steffan 2005, S. 306ff).

Auf Basis der Übernahme britischer und amerikanischer Praxiserfahrungen im Bereich gemeinwesenbezogener Arbeit mit Jugendclubs und Gangs, wurde in Deutschland, unter wesentlicher Beteiligung von Walther Specht, ein stadtteilorientierter Arbeitsansatz nicht ausgrenzender, entstigmatisierender Jugendarbeit konzipiert und installiert. Unter der Bezeichnung „Mobile Jugendarbeit“ eingeführt, erwies sich das Konzept rasch als adäquate Zugangs- und Arbeitsform. Nach einer Projektphase in

verschiedenen Stuttgarter Stadtteilen entstanden in weiteren Städten Baden-Württembergs und danach in der gesamten BRD Einrichtungen der Mobilen Jugendarbeit und Mobilen Jugendberatung. Zur Konzept- und Theorienentwicklung haben Specht und Keppeler wesentliche Arbeiten vorgelegt.

„Mobile Jugendarbeit“ als Fachbegriff, versteht sich, wie schon weiter oben erwähnt, als inhaltlich und methodisch eigenständiges Praxisfeld. Die konzeptionellen und arbeitspraktischen Grenzen Mobiler Jugendarbeit zu Streetwork, als klassisch eher szenorientiertes Arbeitsfeld, erwiesen sich hingegen im Verlauf der langjährigen Praxis und nicht zuletzt auf Grund der gegenüber den 1970er Jahren nachhaltig veränderten sozialen sowie auch materiellen Lage junger Menschen und ihrer kulturellen Äußerungen als fließend.

Mobile Jugendarbeit wendet sich an Jugendliche und/bzw. junge Erwachsene, die auf Grund bestimmter struktureller und materieller Bedingungen Benachteiligungen erfahren und die unter diesen Bedingungen der Benachteiligung spezifische Lebensentwürfe und Muster zur Bewältigung ihres Alltags entwickelt haben. Diese Lebensentwürfe werden vor allem von der bürgerlichen Gesellschaft als störend, dissozial und damit als behandlungsbedürftig angesehen. Mobile Jugendarbeit wendet sich somit an „störende“, ausgegrenzte junge Menschen. Sie begleitet diese im Alltag und orientiert sich an den Problemen, die durch das Ausleben ihrer Entwürfe und Alltagsbewältigungsmuster entstehen können. Sie bietet jenen, die sich das wünschen, Unterstützung und alltagsnahe Hilfen in ihren eigenen Bezügen.

Mobile Jugendarbeit kombiniert die Bausteine „Streetwork“, „Einzelfallhilfe“, „Gruppen- und Cliquenbegleitung“ sowie „Gemeinwesenarbeit“. Die Gewichtung der einzelnen Elemente kann nicht verallgemeinert werden und zeigt in der Praxis höchst unterschiedliche Ausformungen.

Für Mobile Jugendarbeit gelten die Prinzipien:

- Akzeptanz und Freiwilligkeit
- Parteilichkeit und Anonymität
- Verbindlichkeit und Flexibilität

Auf dieser Basis kann ein normalisierender, nicht stigmatisierender Blick auf junge Menschen und ihre Art zu leben entwickelt werden.

Streetwork nimmt einen großen Teil der Mobilen Jugendarbeit ein und ist als andauerndes Kontaktangebot an die Menschen zu verstehen, deren oftmals negative und leidvolle Erfahrungen mit verschiedenen sozialen Institutionen zu einer ausgeprägten Misstrauenshaltung geführt haben. Streetwork sichert im regelmäßigen Aufsuchen der Menschen an ihren Treffs, in ihren sozialen Räumen das Kennenlernen und Miterleben der Lebenswirklichkeit dieser Menschen und sichert ihnen damit das kontinuierliche Interesse der SozialarbeiterInnen an dieser Wirklichkeit.

Beratung in der Mobilen Jugendarbeit erfordert vor allem Zeit und Geduld, damit Vertrauen entstehen kann. Auf dieser Grundlage und aus dieser Situation des Aufsuchens und steten Kontaktes auf der Straße heraus ergeben sich vielfältige Anknüpfungspunkte für verschiedene Formen der Beratung:

Sofort- und Einzelfallhilfen stehen meist im Vordergrund. Mobile Jugendarbeit ist zunächst grundsätzlich für alle Fragen und Probleme zuständig, die junge Menschen mitbringen.

In diesem Sinne versteht sich Mobile Jugendarbeit als niederschwellige Form der Beratung, die man ohne Termine oder Wartezeit im Büro direkt auf der Straße nutzen kann. Wenn es die betroffenen Jugendlichen wünschen, werden sie von den MitarbeiterInnen der Mobilen Arbeit an die notwendigen Fachleute weitergeleitet. Entsprechende Kontakte und eine gute professionelle Vernetzung sind daher unerlässlich (vgl. dazu Kapitel 6).

Die Arbeit mit Cliques spielt in der Mobilen Jugendarbeit eine wesentliche Rolle. Gerade in der Cliquenarbeit kann Mobile Jugendarbeit den Jugendlichen helfen, Kompetenzen zur Alltagsbewältigung zu erwerben. Mobile Jugendarbeit postuliert das Recht junger Menschen auf (Wieder-)Aneignung öffentlichen Raumes als Ort des Selbstausdrucks, des Konsums und der Produktion von Kultur. In diesem Sinne versucht sie, den Cliques eigene Räume zur selbstverantworteten, eventuell begleiteten Eigennutzung zu vermitteln.

Mobile Jugendarbeit versteht sich als gemeinwesenorientierte Arbeitsform. Ihr Agitationsgebiet sind Groß- und Kleinstädte sowie der ländliche Raum.

Ablehnung, Ausgrenzung und auch Lösungsansätze finden sich häufig im sozialräumlichen Zusammenhang. Es ist daher die Aufgabe Mobiler Jugendarbeit im

Zuge der Gemeinwesenarbeit an einer engen Vernetzung und Zusammenarbeit mit BewohnerInnen, Institutionen und relevanten Gruppen und an der Schaffung starker Lobbys mitzuwirken. Mobile Jugendarbeit soll dazu beitragen, Menschen zum Engagement an der Verbesserung der Infrastruktur zu motivieren und helfen, Selbsthilfeprozesse zu aktivieren.

(vgl. Peter Stolz, http://www.fh-potsdam.de/-Sozwes/projekte/steffan/final/was_sw.htm, 15.09.2004, S. 4ff).

4.2 Streetwork

Im folgenden Kapitel wird ein Überblick über den Bereich Streetwork anhand von Klose/Steffan (1997 und 2005) gegeben. Als ersten Punkt gebe ich eine Übersicht über den Tätigkeitsbereich, die Handlungsebenen und das methodische Vorgehen, die von ExpertInnen aus ganz Europa definiert worden sind.

Im zweiten Teil wird spezifisch auf Streetwork in Österreich eingegangen, da dies vor allem für meinen Projektteil eine große Rolle spielt (vgl. dazu Kapitel 5 und folgende).

4.2.1 Streetwork in Europa

Streetwork hat in Europa eine unterschiedlich lange Tradition. Die Anfänge liegen in England in den 1950er Jahren, in Österreich hingegen erst in den 1980er Jahren. Die Gründe dafür finden sich einerseits in dem unterschiedlichen Ausdifferenzierungsgrad der sozialen Hilfsysteme, andererseits in länder- und regionenspezifischen Randbedingungen, wie z. B. in auffallenden gesellschaftlichen Problemsituationen (Anstieg der Jugendkriminalität in England in den 1950er Jahren; die „Brüssler Riots“ in Belgien in den 1980er Jahren usw.) die nach anderen Methoden Seitens der Sozialarbeit verlangten. Ein wahrer „Streetwork-Boom“ zeichnet sich in ganz Europa ab Mitte der 1980er bis hinein in die 1990er ab.

StreetworkerInnen kümmern sich um, von der jeweiligen Gesellschaft, als störend, dissozial bzw. auffällig bezeichnete Jugendliche und junge Erwachsene. Die Erkenntnis, dass althergebrachte Einrichtungen und Institutionen bei diesen jungen Menschen keinen Nutzen zeigten und engagierte SozialarbeiterInnen aus den verschiedensten Bereichen Kritik an den veralterten Strukturen übten, förderte damit die Hinwendung zu lebensweltnahen aufsuchenden Konzepten und Praxisformen.

In der gesamteuropäischen Perspektive kristallisieren sich folgende dominierende und länderübergreifende Interventionsfelder von Streetwork heraus:

- „HIV/AIDS,
- Prostitution,
- Drogenszene,
- Informelle Jugendgruppen, z. B. gewaltbereite und/oder kriminelle Jugendliche/Gangs,
- Fußballfans/Hooligans“ (Klose/Steffan 1997, S. 19).

Bei diesen einzelnen Bereichen bestehen nationale Unterschiede in der Schwerpunktsetzung, auf die hier nicht näher eingegangen wird.

Wichtig erscheint mir die Einigkeit über grundsätzliche Richtlinien, die länderübergreifend herrschen. Die wichtigsten Punkte sollen hier stichwortartig von den ExpertInnen benannt werden:

- „Freiwilligkeit des Kontakts,
- Parteilichkeit im Sinne einer positiven Einstellung zur Zielgruppe,
- Ganzheitlichkeit der Sicht- und Arbeitsweise (nicht defizitorientiert),
- Gewährleistung der Anonymität der Kontaktperson,
- Niederschwelligkeit der anzubietenden Hilfen,
- Anerkennung des Lebensraumes der Zielgruppe (ebd., S. 23)“

Im Bereich der Öffentlichkeitsarbeit seien folgende Punkte genannt:

- „Sensibilisierung der allgemeinen, fach- und politischen Öffentlichkeit für die Problemlagen der Zielgruppe,
- Aufklärung über Defizite im Hilffssystem und deren Auswirkungen auf die Zielgruppe,
- Werben für die Ziele und Aufgaben von zielgruppenadäquatem Streetwork“ (ebd., S. 23).

Im Zusammenhang mit der Diskussion um Stadtteil- und sozialpolitische Arbeit fordern die Expertisen besonders für gemeinwesenorientierte Projekte Aktivitäten in folgende Richtung:

- „Verbesserung der Lebensbedingungen für die Zielgruppe und die BewohnerInnen,

- Sensibilisierung der BewohnerInnen für sozialräumliche Problemlagen, Aufklärung darüber, dass die Probleme der Zielgruppe mitentscheidend sozialräumlich bedingt und somit „vor Ort“ Lösungsansätze zu suchen sind“ (ebd., S. 23-24).

Als Arbeitsmethode für Streetwork lässt sich ein Methodenmix am besten für Streetwork beschreiben:

- „Einzelfallhilfe (als zumeist unweigerliches Handlungserfordernis in der Arbeit mit Cliques/Gruppen/Milieus),
 - Gruppenarbeit (insbesondere mit Jugendgruppen/Szenen/Klein-Milieus) sowie
 - Gemeinwesenarbeit (sozialraumorientierte Perspektive bei Zielgruppen mit festem Stadtteil-/Wohnquartiers-/Ortsbezug)“ (ebd., S. 24).
- #### 4.2.2 Streetwork in Österreich

Geschichtlich gesehen beginnt Streetwork in Österreich in den 1980er Jahren. Leider liegen in Österreich keine einschlägigen Fachpublikationen über Streetwork und Forschungsarbeiten nur bedingt vor. Österreich orientiert sich an Vorbildern aus Deutschland, wo es diesbezüglich eine Vielfalt an Literatur gibt.

Weiters wird von vielen österreichischen StreetworkerInnen beklagt, dass sowohl eine theoretische als auch eine Fachdiskussion über Streetwork noch in ihren Anfängen stehe.

(vgl. Etl. 1997, S. 322-323)

4.2.2.1 Die Ö-Norm:

Das 1994 bei einem Treffen formulierte Selbstverständnis der österreichischen StreetworkerInnen, auch kurz Ö-Norm genannt, ist das erste bundesweit anerkannte Papier zu Grundsätzen, Arbeitsweise und Struktur von Streetwork in Österreich. Aus diesem Grund wird hier auf folgenden Punkte näher eingegangen (vgl. dazu Kapitel 5.3).

Grundsätzliches zu Streetwork

StreetworkerInnen nehmen mit jenen Gruppen Kontakt auf, die durch das soziale Netz nicht aufgefangen werden. Gruppen, die durch ihre Zugehörigkeit zu einer bestimmten Subkultur auffallen, sind potenzielle Zielgruppen. Streetwork richtet sich

gegen Stigmatisierung und Ausgrenzung dieser Menschen und will durch spezielle Angebote deren Bedürfnissen gerecht werden.

Folgende Methoden sind vorherrschend:

- „Beziehungsarbeit mit KlientInnen in Form von Gruppenarbeit und Casework,
- Gemeinwesensarbeit,
- Öffentlichkeitsarbeit,
- sozialpolitischer Arbeit“ (ebd., S. 324).

Als Grundvoraussetzung gelten die Akzeptanz und das Vertrauen der Zielgruppen, welches nur durch eine längerfristige und kontinuierliche Beziehungsarbeit zu gewährleisten ist. Die Grundsätze, Freiwilligkeit des Kontakts und Parteilichkeit sind dazu unabdingbar.

Arbeitsweise von Streetwork

Milieunähe

Das methodische Spezifikum der StreetworkInnen besteht darin, dass die KlientInnen an ihren Orten zu ihren Bedingungen aufgesucht werden. Voraussetzung für die notwendige akzeptierende Auseinandersetzung mit der jeweiligen Zielgruppe sind entsprechende Kenntnisse über deren Charakteristika und Lebensbezüge.

Parteilichkeit

Diese basiert auf der sensiblen Wahrnehmung von Bedürfnissen und Problemlagen der Klientel. Wichtig ist, den KlientInnen gegenüber eine akzeptierende Haltung entgegenzubringen und deren Interessen in den Mittelpunkt des professionellen Handelns zu stellen. In diesem Sinne hat Streetwork auch Lobby-Funktion wahrzunehmen.

Sprachrohrfunktion

Streetwork hat die Aufgabe, Bedürfnisse, Problemlagen und mögliche Lösungsansätze unter Rücksprache mit der Klientel öffentlich aufzuzeigen. Um diese Funktion wahrnehmen zu können, ist eine Kooperation mit Institutionen und politischen Instanzen notwendig (Anwaltsfunktion von Streetwork).

Ressourcenorientierung

Ziel von Streetwork ist es, vorhandene Potenziale und Ressourcen der Zielgruppe zu fördern und auszubauen. In diesem Zusammenhang werden peer-groups als wesentliche Ressourcen Jugendlicher gesehen.

Freiwilligkeit

Frequenz, Inhalt und Dauer der Kontakte zu den StreetworkerInnen richten sich nach den Wünschen und der Akzeptanz der KlientInnen.

Flexibilität und Mobilität

Die Präsenz in einem Arbeitsfeld erfordert die Anpassung an den jeweiligen Lebensrhythmus der jeweiligen Zielgruppe. Interventionen, die dem Bedarf gerecht werden, sind daher nur durch flexibles Reagieren möglich.

Erreichbarkeit

Die Inanspruchnahme der Streetworkangebote soll für die KlientInnen möglichst unbürokratisch, bedarfsorientiert und niederschwellig verlaufen. Die räumliche und zeitliche Verfügbarkeit solcher Angebote muss unbedingt gegeben und leicht zu merken sein.

Kontinuität

Der Aufbau konstruktiver Beziehungen zu den KlientInnen erfordert eine kontinuierliche Anwesenheit an den für die Zielgruppen relevanten Orten. Längere Anlaufzeiten sind meist notwendig.

Anonymität

Streetwork gibt keine Daten und Informationen über ihre KlientInnen weiter, außer auf Wunsch bzw. mit Einverständnis der Betroffenen.

Autonomie der Arbeit

Das Team bestimmt die Vorgangsweisen und Angebote im Rahmen des Arbeitsauftrages selbst.

Gutachterfunktion

Streetwork muss auf Grund der genauen Kenntnisse der Lebenslagen bzw. eines gewissen Szeneblicks von Zielgruppen zu sozialpolitischen Themen und Entscheidungen Stellung beziehen.

Innere Struktur

Feldanalyse

Um effizientes Arbeiten sicherzustellen, muss zu Projektbeginn die Zeit für eine ausreichende Feldanalyse gewährleistet sein. Für eine kontinuierliche Evaluation der eigenen Arbeit sind die Projekte selbst verantwortlich.

Teamarbeit

Streetwork ist professionelles Arbeiten, deshalb ist es notwendig, mindestens zu zweit (wenn möglich gemischtgeschlechtlich) zu arbeiten. Die Umsetzung der Arbeitsprinzipien kann durch eine teaminterne Reflexion und einen fachlichen Austausch gewährleistet werden. Die Kontinuität der Arbeit erfordert dieses personelle Mindestmaß von zwei vollen MitarbeiterInnen.

Einstellung neuer MitarbeiterInnen

Über die Aufnahme neuer MitarbeiterInnen entscheidet das Team. Für eine spezielle Ausbildung der MitarbeiterInnen, die keine abgeschlossene Ausbildung mitbringen, muss die Möglichkeit einer berufsbegleitenden Ausbildung gegeben sein.

Einschulung

Da es in Österreich keine spezifische Ausbildung für Streetwork gibt, ist es notwendig, EinsteigerInnen dementsprechend einzuschulen.

Supervision

regelmäßige Supervision (Einzel- und Teamsupervision) unterstützt die Arbeitsfähigkeit und ist somit unerlässlich.

Fortbildung

Zur Aneignung eines breiten, ständig erneuerten fachlichen Wissens (Schnelllebigkeit der Szene) sowie auch zum Erfahrungsaustausch mit KollegInnen aus dem In- und Ausland ist eine regelmäßige Fort- und Weiterbildung erforderlich.

Räumlichkeiten

Streetworkprojekte müssen über geeignete szenenähnliche Räumlichkeiten verfügen, weiters über Räumlichkeiten für Beratung, Gruppen- und Einzelarbeit, Treffen im Sinne einer Vernetzungsarbeit sowie für die Büroarbeit. Bei der Adaptierung der

Räume (Anlaufstellen) muss auf eine zielgruppenadäquate Ausstattung geachtet werden.

Äußere Struktur

Autonomie

Dem Streetworkteam muss Seitens der Auftraggeber eine möglichst autonome Arbeitsweise zugestanden werden, damit die Grundsätze und methodischen Besonderheiten umgesetzt werden können. Da Streetwork nur aus der Sicht längerfristiger Perspektiven sinnvoll ist, ist eine längerfristige Absicherung notwendig (Personal und finanzielle Ressourcen).

MitarbeiterInnenzahl

Es sind mindestens zwei MitarbeiterInnen anzustellen, um eine Teamarbeit zu ermöglichen. Die Einschulung neuer MitarbeiterInnen ist daher finanziell abzusichern.

Rahmenbedingungen

Die Finanzierung und Bereitstellung räumlicher Ressourcen sowie einer adäquaten Sachausstattung und eines angemessenen pädagogischen Budgets müssen gewährleistet sein (vgl. ebd., S. 322ff).

Wie hier schon ersichtlich wird überschneiden sich die Kriterien der Ö-Norm und Bereiche der Mobilen Jugendarbeit bzw. der Offenen Jugendarbeit.

4.2.2.2 Konzeptionelle Entwicklung und Geschichte

Bevor ich in diesem Kapitel einen historischen Überblick über die Entstehung verschiedener Streetwork-Projekte in ganz Österreich gebe, möchte ich noch an die homepage <http://www.bast.at> verweisen, auf der viele aktuelle Projekte in Österreich angeführt sind. Bedauerlicherweise sind einige Streetworkprojekte vor allem in den ländlichen Regionen nicht angeführt, da sie zu klein bzw. zu sehr mit einer Trägerinstitution verbunden sind. Mir ist es an dieser Stelle nicht möglich alle aktuellen Projekte mit ihren Zielen anzuführen, da viele Projekte sehr schnelllebig sind.

Die „BAST“ (Bundesarbeitsgemeinschaft „Streetwork und Mobile Jugendarbeit Österreich“) ist eine unabhängige Fachorganisation zur Förderung von Streetwork und Mobiler Jugendarbeit. Ihre Ziele definiert sie folgendermaßen:

„Ziel der BAST ist

- ein Forum für die Zusammenarbeit, den Informationsaustausch und die fachliche Meinungsbildung ihrer Mitglieder zu bieten.
- die Interessensvertretung von Menschen, für jene die „Straße“ ein zentraler Sozialisations- und Lebensort ist.
- die Beteiligung an der sozial-, jugend-, und fachpolitischen Diskussion über Soziale Arbeit für und mit Menschen auf der Straße.
- die nationale und internationale Vernetzung von Projekten und Dachverbänden aus dem Arbeitsfeld Streetwork/Mobile Jugendarbeit.
- die Weiterentwicklung von konzeptionellen Ansätzen und Standards von Streetwork/Mobiler Jugendarbeit sowie die Förderung der praktischen Umsetzung dieser Standards.
- die Förderung der Entstehung und praktische Unterstützung neuer Projekte im Bereich Streetwork/Mobile Jugendarbeit.
- Die Förderung von geschlechtsspezifischer Jugend- und Sozialarbeit.
- Die Sammlung, Auswertung und Vermittlung von Fachinformationen (BAST 2004, <http://www.bast.at/ziele.html>, 21.02.2006).“

Die Bast ist basisdemokratisch organisiert und ihr Vorstand wird jährlich in der Jahreshauptversammlung gewählt. Die BAST ist in vier Regionalgruppen zu unterteilen. Die jeweiligen vier RegionalsprecherInnen vertreten die vier Streetwork-Regionen Österreichs im Bundesausschuss. In den Regionen sind regelmäßige Treffen vorgesehen, bei denen aktuelle Themen der Region besprochen werden. In ihrem Wirken sind die Regionen autonom und entsenden ihre Berichte aus den Regionalgruppen an den Vorstand. Es werden nur jene Projekte angenommen die den Mindeststandards bzw. deren Bemühungen in Richtung einer Realisierung der Ö-Norm entsprechen (vgl. BAST 2004, <http://www.bast.at/ziele.html> 21.02.2006; Theißl/Mussi, www.fh-potsdam.de/~Sozwes/projekte/steffan/test/europatagung/austria.pdf 1995).

Geschichtlich gesehen stammen die ersten StreetworkerInnen aus Wien. Eine Gruppe junger StudienabgängerInnen entwickelte 1979 ein erstes Projekt für Streetwork in Wien. Gründe dafür waren die damaligen SozialarbeiterInnen selbst. Sie wollten nicht gleich zu Beginn in einer herkömmlichen Institution arbeiten und der

damalige Leiter des Amtes für Jugend und Familie hatte den Wunsch diese Arbeitsmethode in Wien einzuführen. Man orientierte sich hierbei an den Münchner KollegInnen.

Als Klientel wurden Jugendliche genannt, denen eine „negative soziale Karriere“ drohte. Zwei unterschiedliche Ansätze für die Arbeit kristallisierten sich heraus:

- Jugendliche, die sich am Rande der Kriminalität befanden
- Drogengefährdete Jugendliche

Diese Aufteilung während des Projektstadiums besteht bis heute und hat sich auf Grund der verschiedenen Zielgruppen bewährt. Damals gab es noch keine offene Straßenszene, somit bestanden die ersten Versuche einer Kontaktaufnahme zur Klientel darin, sich der Szene zu nähern bzw. Lokale ausfindig zu machen, in denen sich DrogenkonsumentInnen aufhielten. Parallel dazu entstand ein Gassenlokal als Anlaufsstelle. Schon damals stellte sich die Vermittlung der Klientel als größtes Problem heraus, bereits zu dieser Zeit verstand man sich als Auffangeinrichtung als Vermittler zwischen Szene- und Beratungseinrichtungen. Schließlich blieben viele als Klientel bei den StreetworkerInnen, die Beziehungsarbeit ließ oft keine Weitervermittlung mehr zu. Es galt noch Kontakte zu den bestehenden Einrichtungen zu schaffen, um überhaupt weitervermitteln zu können.

Damals – wie auch heute noch – akzeptierten vor allem jene Menschen StreetworkerInnen, die von diversen Institutionen enttäuscht wurden. Streetworkprojekte zu dieser Zeit:

„Gruppe Rochusgasse“:

Sie begann ihre Tätigkeit zu der Zeit, als das Thema „Drogenkonsum“ wieder aktuell wurde. Die steigende Anzahl der Drogentoten und die immer jünger werdenden KonsumentInnen von harten Drogen begünstigte das Klima zu neuen Behandlungsmethoden der Drogensucht.

„Gruppe Sigmundgasse“

Diese widmete sich damals den Anliegen österreichischer Fußballfans.

In den 1990er Jahren wurde eine ehemalige Mitarbeiterin des Vereins „Streetwork Sigmundgasse“ an die Bundesakademie für Sozialarbeit als Lehrbeauftragte berufen.

Mit ihrer Berufserfahrung, dass gewisse Hilfsangebote oft zu spät kommen, engagierte sie sich sehr für den Bereich der Prävention bei Streetwork. Gemeinsam

mit StudentInnen wurde der Zugang zu den damaligen Jugendcliquen gesucht. Zur gleichen Zeit wurde von der damaligen Jugendstadträtin und dem Polizeipräsidenten eine Arbeitsgruppe ins Leben gerufen, bei der die Streetworkerin für die Konzeption der Mobilien Jugendarbeit warb. Der damalige Geschäftsführer des größten Trägervereins für kommunale Jugendarbeit, des Vereins „Jugendzentren der Stadt Wien“ ermöglichte die finanzielle Absicherung und die Umsetzung des Projekts, „Back On Stage“, das bis heute existiert.

Seit Anfang der 1990er Jahre besteht die niederschwellige Drogenberatungseinrichtung „Ganslwirt“. Neben dem Angebot stationär zu bleiben (Beratung, Aufenthaltsmöglichkeit, Übernachtungsmöglichkeit usw.) steht noch ein Bus namens „big elephant“ zur Verfügung, der dem Spritzenaustausch und der Kontaktaufnahme dient (vgl. Etl 1997, S. 333).

Kurze Übersicht über die Bundesländer

Steiermark:

1982 wurde vom Amt für Jugend und Familie ein Streetwork-Modellprojekt genehmigt, das auf zwei Jahre begrenzt war. Zu Anfang bestand das Team aus vier, 1983, aus sechs Personen. „Streetwork Graz“ verfolgte einen allgemeinen Ansatz und versuchte mit Jugendlichen in Kontakt zu treten, die in irgendeiner Form sozial, kulturell oder materiell benachteiligt waren,

„Die Insel“, ein autonomes Jugendzentrum, wurde gegründet.

1988 erhielt „Streetwork Graz“ eigene Räumlichkeiten,

1989 begann die Arbeit mit Punks.

Oberösterreich:

1982 startete in Linz ein Projekt mit Rockern, es wurde damals als das innovativste Projekt bezeichnet. Nach 1990 wurde schwerpunktmäßig mit Hooligans gearbeitet.

Tirol:

In Innsbruck begann das erste Streetworkprojekt 1992, Spritzen wurden auf Spielplätzen gefunden und Ausschreitungen Jugendlicher nahmen zu.

1993 entstand der Verein „Jugend und Freizeit“: Traditionelle Jugendfreizeitarbeit und ein lebens- und problembezogener Ansatz wurden hierbei miteinander verbunden.

Salzburg:

1993 wurde der MitarbeiterInnenstab des Jugendtreffs „Collage“, der mit einer eher bunten Jugendszene in seinen Räumen überfordert war, um zwei StreetworkerInnen erweitert.

Die Zielgruppe setzte sich aus jugendlichen Randgruppen im Innenstadtbereich zusammen (rechte/gewaltbereite, DrogenkonsumentInnen und ganz „normale“ unangepasste Jugendliche). Ein großer Innenstadtplatz wurde frequentiert und fiel in der Öffentlichkeit durch Verschmutzung, Lärmbelästigung und Belästigung von PassantInnen auf. Durch das harte Durchgreifen von Seiten der Polizei wurden die Jugendlichen von diesem Platz vertrieben und somit war das Problem für die Exekutive gelöst. Bereits zu Anfang ihrer Arbeit waren die Salzburger StreetworkerInnen mit einem grundsätzlichen Problem dieses Arbeitsbereiches konfrontiert, nämlich der Erwartungshaltung von AuftraggeberInnen, die Auflösung einer Szene mit sanften Mitteln zu betreiben. Die StreetworkerInnen allerdings wiesen immer wieder – und das ist für alle Projekte in Österreich typisch – vehement darauf hin, dass Streetwork Lebensräume für junge Menschen erhalten will und dass mit den dabei entstehenden Konflikten möglichst konstruktiv umgegangen werden soll (vgl. Kapitel 4.2.4).

Vorarlberg:

Bereits 1992 forderten einige engagierte StudentInnen auf Grund der zunehmenden Gewaltausschreitungen von Skinheads, die Einrichtung von Streetwork ein. Es wurde der Verein „Streetwork“ gegründet, aber leider ohne jeden Erfolg. Der Auftrag wurde dem alteingesessenen Institut für Sozialdienste übergeben, die Beratungsstelle „Mühletor“ wurde als Träger bestimmt.

1994 begannen fünf MitarbeiterInnen mit einem Budget von rund 145.000,-€ (2 Millionen Schilling) ihre Arbeit mit sämtlichen Randgruppen in den Städten Bregenz, Dornbirn und Feldkirch.

Zu erwähnen bleibt, dass in Vorarlberg Streetwork schon lange als Ergänzung zur stationären Arbeit betrieben wird (z. B. Drogenberatungsstelle „Hiob“ in Feldkirch) (vgl. Etl 1997., S. 329ff).

An dieser Stelle möchte ich auf das Online-Archiv „SMIP – Streetwork/Mobile Jugendarbeit Infopool“ verweisen. Eine Kurzübersicht der Streetworkprojekte von

1979 bis 1995 findet sich dort in „Streetwork in Österreich – Bestandsaufnahme, Zusammenarbeit und Vernetzung ausgehend von Streetwork in Graz“, AutorInnen sind Rosemarie Theißl und Manfred Mussi (siehe Theißl/Mussi 1995).

In Österreich entstanden in den Jahren 1978 bis 1982 die ersten vier Streetworkprojekte, in den 1990er Jahren folgten weitere Projekte.

In den 1980er Jahren hingegen arbeiteten die einzelnen Projekte für sich alleine und es fand keinerlei Austausch zwischen den einzelnen Projekten statt. Insgesamt orientierte man sich, konzeptionell gesehen, an deutschen Vorbildern. Österreichspezifische Entwicklungen von Ansätzen und Konzepten waren teilweise innerhalb der Projekte gegeben, aber nicht innerhalb eines größeren Zusammenhangs.

Erst in den 1990er Jahren entstanden Bestrebungen Streetworkprojekte zusammen zu bringen.

Im Juni 1995 fand die dritte landesweite Streetwork Tagung mit allen Projekten Österreichs statt.

Deutlich sichtbar wurde dabei, dass viel Unsicherheit seitens der StreetworkerInnen herrschte. Diese Unsicherheit äußerte und äußert sich heute noch immer darin, die Arbeitsweise legitimieren zu müssen, abhängig von den Geldgebern zu sein (vgl. dazu Kapitel 5.1), nicht zu wissen, ob andere Streetworkprojekte KonkurrentInnen oder Gleichgesinnte sind. Besonders bei der fachlichen Auseinandersetzung schielt man lieber ins Ausland, als sich selbst damit auseinanderzusetzen, ob und in welcher Form Streetwork einen fachlichen Überbau benötigt. Unter den StreetworkerInnen herrscht eine Begriffsverwirrung: Seit mit Beginn der 1990er Jahre der Begriff der „Mobilen Jugendarbeit“ aufgetaucht ist, bezeichnen sich einige Projekte sowohl als „Mobile Jugendarbeit“, als auch als „Streetwork“, nicht selten ist die Begriffsbestimmung abhängig von den jeweiligen Financiers des Projekts (vgl. ebd., S. 323).

4.2.2.3 Arbeitsmethoden der Streetworkprojekte in Österreich

Der geschlechtsspezifische Ansatz

Die Umsetzung des geschlechtsspezifischen Ansatzes hängt davon ab, ob genügend personelle Kapazitäten in dem jeweiligen Projekt vorhanden sind. Gerade bei der Arbeit mit ausländischen Jugendlichen, die immer mehr an Bedeutung gewinnt, erscheint ein geschlechtsspezifischer Ansatz Erfolg versprechend.

So gibt es beispielsweise in Wien, bei „Back On Stage“, gute Erfahrung mit reinen Männer- und Frauenteamen. Die Männerteams setzen sich zusammen aus einem österreichischen und aus einem muttersprachlichen Mitarbeiter und wenden sich ausschließlich an die Burschen. Innerhalb der Projektarbeit oder im Rahmen von Freizeitaktionen werden die Teams auch gemischt. Dasselbe Prinzip gilt für ausländische Mädchen, mit denen gleichzeitig gearbeitet wird. Auf diese Weise konnte die Anzahl der erreichten Mädchen deutlich gesteigert werden.

Der integrative Ansatz

Bei diesem Ansatz geht es darum, inländischen und ausländischen Jugendlichen eine Möglichkeit zu bieten zusammenzukommen, um dabei die jeweiligen Vorurteile abzubauen. Durch verschiedene Veranstaltungen im soziokulturellen Bereich (Konzerte, Partys usw.) wird versucht den Jugendlichen ein attraktives Angebot zu bieten. Dieser Ansatz ist auch relevant für die Zusammenstellung des Teams. Immer wieder wird beklagt, dass es vor allem in der Drogenszene für StreetworkerInnen extrem schwierig ist, zu ausländischen Jugendlichen den Zugang zu finden. Gerade hier zeigt sich, wie wichtig es ist, muttersprachliche MitarbeiterInnen zu finden, um gerade zu ausländischen Jugendlichen den Kontakt herzustellen.

Der präventive Ansatz

Der präventive Ansatz, so umstritten er auch sein mag, spielt vor allem bei Streetwork in Österreich eine große Rolle (vgl. dazu Kapitel 5.1). Die meisten Projekte arbeiten bereits mit delinquenten bzw. auffälligen Jugendlichen. Im Sinne einer Prävention werden Aufklärungs- und Fortbildungsveranstaltungen an Schulen über Themen wie Drogen, HIV/AIDS, Gewalt und Rechtsextremismus abgehalten

Gemeinwesenarbeit/Einzelfallhilfe

Gemeinwesenorientierte Ansätze sind nicht besonders ausgeprägt. Sehr häufig wird eher einzelfallorientiert gearbeitet. Diese Tatsache ist u.a. auf das Fehlen von diversen Einrichtungen im bestehenden sozialen Netz, auf zu wenige MitarbeiterInnen in den verschiedenen Institutionen oder die Hochschwelligkeit von Institutionen zurückzuführen.

Gruppenarbeit, Freizeitaktionen, Erlebnispädagogik, soziokulturelle Arbeit

Die Grundlage für stark gruppenorientierte Angebote bildet der ressourcenorientierte Ansatz. Besonders im Bereich der jugendlichen Subkulturen werden

jugendspezifische Ausdrucksformen gefördert, an denen die Arbeit an dem qualitativen Potenzial der Zielgruppen ansetzt. „Hilfe zur Selbsthilfe“ lautet das Motto und steht im Vordergrund der Arbeit. Durch verschiedene Freizeitaktionen sollen die Kontakte zu den KlientInnen intensiviert werden. (Drogenstreetwork Wien, Back On Stage).

Vernetzung als Grundprinzip

Streetwork ist angewiesen auf die Vernetzung und Zusammenarbeit mit anderen Einrichtungen und wird von allen Streetworkprojekten als unabdingbar gesehen (vgl. dazu Kapitel 6). Durch die Zusammenarbeit ergeben sich Kontakte aus der konkreten Informations- und Betreuungstätigkeit und aus Aktivitäten, die auf einer sozialpolitischen Ebene angesiedelt sind. Ein Aufzeigen von Missständen soll zum gemeinsamen Handeln verschiedener Personengruppen, PolitikerInnen und Einrichtungen führen (vgl. Etl, S. 335ff.)

4.2.3 MitarbeiterInnen von Streetwork bzw. Mobiler Jugendarbeit

Dieses Kapitel ist mir ein besonderes Anliegen, da ich bei meinen Recherchen zu Streetwork in Voitsberg und bei meinen Gesprächen mit den MitarbeiterInnen immer wieder mit den Grenzen, Unsicherheiten, Belastungen, Wünschen sowie den Erfolgserlebnissen konfrontiert wurde (vgl. dazu Kapitel 8.3).

Vergegenwärtigt man sich die Arbeitsmethoden von Streetwork so wird ersichtlich, dass der Kontakt von StreetworkerInnen zu ihrer Klientel einer ständigen „Gratwanderung zwischen professioneller Nähe und gebotener Distanz“ (Klose/Steffan 2005, S. 309) unterworfen ist. Das Gleichgewicht zwischen fachlich, kompetent, hilfreich, sympathisch auf der einen und distanziert und cool auf der anderen Seite gleicht oft einem Balanceakt.

Die Zielgruppe empfindet die StreetworkerInnen meist als charismatische Persönlichkeiten, weil sie scheinbar unbegrenzt Zeit zum Zuhören haben, geduldig und aufmerksam sind. Zu alledem organisieren sie oft für die jungen Leute attraktive Freizeitaktivitäten, stehen mit Rat und Tat zur Seite und können auch einmal finanziell aushelfen. Gerade daraus resultieren oft Schwierigkeiten mit der Grenzziehung zwischen Beruf- und Privatleben von Seiten der StreetworkerInnen (vgl. Klose/Steffan 2005, S. 308ff). Die Anforderungen an StreetworkerInnen sind

hoch; folgende Eigenschaften sind laut Klose und Steffan von Nutzen, wenn nicht sogar notwendig:

- „Neugier auf Ungewohntes, Neues, Kontroverses, Unkalkulierbares, Grenzwertiges etc.
- Flexibilität im Handeln abseits vorstrukturierter Handlungsräume,
- Ausgeprägtes Selbstmanagement ohne im unkalkulierbaren Berufsalltag in „rigiden“, ordnenden Alltagsroutinen zu erstarren,
- Reflektierte Klarheit über eigene Positionen und Meinungen, aber auch die Bereitschaft, sich selbst permanent in den eigenen Grundhaltungen zu reflektieren und evtl. eigene Positionen zu revidieren,
- Bereitschaft und Fähigkeit, Kontakte offensiv zu knüpfen und zu pflegen,
- Sensibilität für alltägliche Wünsche und (Problem-)Situationen von unterschiedlichen Menschentypen, für nicht immer leicht zu dechiffrierende Annäherungs- und Abgrenzungssignale, für die alltagseingebettete Signalisierung von Veränderungsbereitschaft, für das „Stille Schreien“ nach Unterstützung etc.“ (ebd., S. 310).

Viele MitarbeiterInnen laufen außerdem Gefahr ein Burn-out-Syndrom zu entwickeln. Gerade StreetworkerInnen stehen unter großem Druck. Auf der einen Seite stehen die Geldegeber, auf der anderen eine häufig frustrierende Arbeit. Ein schneller Wechsel der StreetworkerInnen innerhalb der Projekte ist oft die Folge (vgl. ebd., S. 311).

Leider sind das Selbstwertgefühl und der Status der StreetworkerInnen eher gering. Vor allem seitens der Öffentlichkeit wird Streetwork als etwas sehr exotisches gesehen: Es ist nicht klar, „was die überhaupt machen“, meistens wird Streetwork mit Drogenarbeit gleichgesetzt.

Wie schon in Kapitel 4.2.2.2 erwähnt, haben die größten Unsicherheiten damit zu tun, dass die Arbeitsweise gegenüber der Öffentlichkeit ständig legitimiert werden muss und dass sich die MitarbeiterInnen oft davor scheuen, ihre Methoden und Arbeitsweisen offen zu legen bzw. vor einer inhaltlich konzeptionellen Abgrenzung zurückschrecken. Dies führt nicht selten dazu, dass sie sich für alles zuständig fühlen, sich überfordern und sich am Ende den möglichen Erfolg rauben.

Ein weiteres Problem ist wie so oft in bei sozialer Arbeit, dass sofort ein „Erfolg“ erwartet wird. So gibt es nicht selten Projekte, die über zwei bis drei Jahre finanziert

werden und nach nicht sofort sichtbarem Erfolg rasch wieder eingestellt werden. Dass sich gerade bei Streetwork/Mobiler Jugendarbeit in diesem Zeitraum diverse Kontakte erst in einer „Anfangsphase“ befinden, liegt auf der Hand. Somit wird es vielerorts den SozialarbeiterInnen schwer gemacht professionell und effizient zu arbeiten. Dies hat auch zur Folge, dass oft schlecht ausgebildete StreetworkerInnen mit schlechten Arbeitsverträgen und geringen Gehältern auf die Straße geschickt werden (vgl. Etl 1997, S. 323).

Lothar Jochade schreibt in seinem Artikel „Streetwork im ländlichem Raum“, dass die Tendenz, soziale Probleme zu verharmlosen, vor allem im ländlichen Raum üblich sei. StreetworkerInnen seien daher oft mit (politischen) Angriffen bezüglich ihrer Arbeitsmethoden konfrontiert. Nach Becker und Simon haben StreetworkerInnen jedoch die Aufgabe, politisch zu denken und danach zu handeln. Effizientes Streetwork setzt demnach ein politisches Verständnis sozialer Probleme voraus. Nach Jochade sind ein breites fachliches Wissen und die Fähigkeit mit sehr flexiblen und unstrukturierten Rahmenbedingungen umzugehen erforderlich. StreetworkerInnen müssen mit der Tatsache und erschwerenden Arbeitsbedingung zurechtkommen, dass ausgegrenzte Jugendliche am Land dazu neigen, sich in private Räume zurückzuziehen, um in der „heilen Welt“ des ländlichen Raums nicht weiter aufzufallen (vgl. Jochade 2003, S. 23-25).

4.2.4 Gefahren von Streetwork

Die lebensweltliche Perspektive von Streetwork bildet einerseits das Fundament von Streetwork, andererseits erweist es sich als besondere Gefahrenquelle: sowohl für die Zielgruppen als auch die StreetworkerInnen. Mit dem zwangsläufig notwendigen starken Einlassen auf die milieuspezifischen Interaktionsmuster, Lebensrhythmen und Wertesysteme der KlientInnen drohen StreetworkerInnen, denen die schwierige Balance zwischen Nähe und Distanz nicht gelingt, sich in unentwirrbare Identitätskonflikte sowie Solidarisierungsambivalenzen zu verstricken.

Die Jugendlichen bzw. jungen Erwachsenen wiederum verlieren durch die Anwesenheit von StreetworkerInnen in ihrem Alltag eine Ebene, in der sie sich zuvor ohne einen pädagogisierenden und problematisierenden Blick ausleben konnten.

Vom ethischen Standpunkt müssen StreetworkerInnen in der Lage sein, junge Menschen nicht zu bevormunden. Weiters dürfen erfahrene Vertraulichkeiten nicht

für eine Ausdehnung und Perfektionierung ordnungspolitischer Zugriffe unmittelbar eingesetzt oder in „Amtshilfe“ weiter gegeben werden

(Steffan, http://www.fh-potsdam.de/~Sozwes/projekte/steffan/final/was_sw.htm, 15.09.2004).

An dieser Stelle muss erwähnt werden, dass es nicht unproblematisch ist, dass Streetwork sich gerade um „gefährdete“ Jugendliche kümmert. Es kann auch bedeuten, dass für problematische Zielgruppen in der „normalen“ Sozialarbeit kein Platz ist. Streetworkprojekte werden vor allem dann initiiert, wenn Jugendliche in der Öffentlichkeit zum Problem werden und alle anderen Hilfsangebote nicht mehr effizient sind. Gref zweifelt jedoch an einer solchen Herangehensweise. Er ist der Meinung, dass es dadurch nur zu einer noch größeren Stigmatisierung der jeweiligen Klientel kommt. Aus der Sicht der betroffenen Jugendlichen könnte das etwa heißen: „Erst wenn wir es krachen lassen, werden wir (vielleicht) als Adressaten von Jugendarbeit entdeckt. Nein, nicht als Anspruchsberechtigte, aber als Sonderfall für eine Zweite-Klasse-Pädagogik namens Streetwork. Fehlt nur noch der Begriff „Entsorgung“. Die Absicht ist ja auch augenfällig: Störende Jugendliche befrieden, aus den Augen der Öffentlichkeit entfernen und in irgendwelchen Kellerräumen zwischen- oder endlagern – möglichst kostenneutral versteht sich“ (Gref 1995, S. 14). Besonders problematisch wird es, wenn sich Streetwork als „Reinigungstrupp für saubere Jugendarbeit“ (vgl. ebd., S. 14) missbrauchen lässt. Gref betont die Wichtigkeit der Zielgruppenfrage sowie der Methodenfrage innerhalb von Streetwork. Er plädiert für eine stärkere Öffnung hin zu informellen Cliques, Straßenkids und sozial benachteiligten Jugendlichen. Weiters plädiert er dafür, dass die bisher vernachlässigten Gruppierungen als Regelzielgruppe von Jugendarbeit begriffen werden müssen, auch wenn diese „schwieriger“ und weniger angepasst sind als der „Durchschnittsjugendliche“ (vgl. ebd., S. 14-15).

4.2.5 Leistungsfähigkeit und Chancen von Streetwork

Bezüglich der Leistungsfähigkeit von Streetwork gibt es bis auf interne Forschungsergebnisse der Projekte keine wissenschaftlichen Studien aus Österreich. Daher ist es notwendig einige Beispiele aus dem deutschen Raum zu nennen.

Die in Praxisberichten dokumentierten Erfahrungen sowie die Ergebnisse wissenschaftlicher Studien lassen sich dahingehend zusammenfassen, dass es im Arbeitsfeld „Prävention“ gelingt, umfassender und nachhaltiger in Lebensbezüge hineinzuwirken als bei einrichtungsgebundenen Ansätzen. Viele Zielgruppen lassen sich – wenn überhaupt – nur mit aufsuchenden Arbeitsweisen erreichen wie z. B. Straßenkinder oder „Kids“ im Umfeld männlicher bzw. weiblicher Prostitution. Die Verlagerung von Prävention und Betreuung in die Räume (vgl. dazu Kapitel 8.2.1, Code 1), in denen die Klientel ihren Alltag erlebt, erhöht Kontaktchancen und Kontaktfrequenz. Dadurch werden Prozesse psychosozialer Beratung und Unterstützung intensiviert – sowohl in quantitativer als auch in qualitativer Hinsicht. Durch das alltägliche Zusammentreffen können Alltagsprobleme direkt und schnell angegangen werden, ohne dass sie sich mit der Zeit zu einem undurchschaubaren Problembündel verdichten. StreetworkerInnen können frühzeitig in jener Phase prophylaktisch intervenieren, in der Jugendliche auf Grund mangelnder Problemeinsicht oder zu großer Schwellenangst, einrichtungsgebundene Unterstützung in Anspruch nehmen. Hans Thiersch erinnert in seiner Rede zur „Sozialen Arbeit auf der Straße“ unter anderem daran, dass bei Sozialer Arbeit auf der Straße das gemacht wird, was bei anderen Arbeitsfeldern der Sozialen Arbeit nicht geschehen ist und verweist hiermit auf die Präventionsarbeit (vgl. Thiersch, http://www.fh-potsdam.de/~Sozwes/projekte/steffan/final/was_sw.htm 1997, 15.09.2004). Groß angelegte Modellprogramme in Deutschland zur AIDS-Prävention in der Prostitutions-, Homosexuellen- und Drogenszene (Ende der 1980er/Anfang der 1990er Jahre) sowie zur Gewaltprävention in den neuen Bundesländern Deutschlands (Anfang bzw. Mitte der 1990er Jahre) zeigen, dass mobile aufsuchende Arbeitsformen in ihrer speziellen Leistungsfähigkeit mittlerweile breite fachliche und (sozial-)politische Anerkennung finden. (vgl. Klose/Steffan 2005, S. 310ff). Dem hinzuzufügen sind noch folgende Hilfsangebote:

- „Das Bemühen, Lebensräume für die Zielgruppe zu schützen und zu erhalten;
- Die Möglichkeit, direkte Krisenintervention und Deeskalation direkt im Vorfeld von Konflikten zu leisten, wie zum Beispiel bei drohenden Auseinandersetzungen zwischen Jugendgruppen;
- Die Initiierung von Freizeitaktivitäten, die direkt und unmittelbar an den Wünschen, Bedürfnissen und Erfahrungen der Betroffenen anknüpfen;

- Die Übernahme einer brückenschlagenden Funktion im Hilffsystem vor Ort, mit dem Abbau von Schwellenängsten, der Vermittlung spezialisierter Dienste auf Wunsch und auf Bedarf sowie der Vernetzung der fachspezifischen Einrichtungen“ (ebd., S. 310).

5. Sekundäre Suchtprävention oder Streetwork in Voitsberg

5.1 Institution

Eine Jugendbefragung im Jahr 1997 im Bezirk Voitsberg, in der es um Bedürfnisse von Jugendlichen aus dem Bezirk ging, ergab, dass ein Jugendzentrum für die Stadt bzw. Streetwork für die Region benötigt werde. Da das JUKO, ein Jugendzentrum (siehe auch Kapitel 6.1.5) in Köflach bereits existierte, entschieden sich die Zuständigen für Streetwork. Jugend am Werk bekam definitiv den Zuschlag, Streetwork aufzubauen (vgl. Gespräch mit Christian Göschl, 13.8. 2004).

Seit dem Jahr 1998 wird nun im Beratungszentrum Voitsberg Streetwork angeboten. Dahinter stand die Erfahrung, dass es nicht ausreichte, in den Räumen des Beratungszentrums ein dichtes Netzwerk an Hilfestellungen anzubieten, sondern dass es notwendig ist, Angebote direkt vor Ort an den Treffpunkten der Jugendszene zur Verfügung zu stellen. Als erster Streetworker in Voitsberg arbeitete Herr Göschl im Ausmaß von 22 Stunden mit einer Kollegin zusammen (vgl. Jugend am Werk Steiermark GmbH 2002, S. 1ff).

Seit 2002 wird Streetwork von dem Projekt „Sekundäre Suchtprävention“ finanziert und arbeitet unter dem Titel „aufsuchende Sozialarbeit“. Da das Projekt „Sekundäre Suchtprävention“ methodisch noch immer Streetwork – Arbeit (vgl. Gespräch mit Karin Riedl, 24.6.2004) leistet habe ich mich dazu entschlossen, sie „Streetwork in Voitsberg“ zu nennen und dies der Einfachheit halber mit „STV“ abzukürzen.

Schwierigkeiten/Probleme:

Für die StreetworkerInnen bringt dies aber auch einige Probleme mit sich:

Sie dürfen ihre Arbeit offiziell nicht mehr als „Streetwork“ bezeichnen, obwohl sie unter diesem Namen bekannt sind und sie inhaltlich-methodisch auch weiterhin als StreetworkerInnen arbeiten. Um als sekundäre Suchtprävention weiterhin die Mittel zu bekommen, heißt auch, dass die StreetworkerInnen gewisse Forderungen einhalten müssen, unter anderem die Auflage haben noch mehr KlientInnen in dieser Richtung zu erreichen. Diese Tatsache übt einen gewissen Druck auf die

StreetworkerInnen aus, da Streetwork in Voitsberg als Jugendstreetwork und als Jugendwohlfahrtsmaßnahme entstanden ist. Die Folgen sind, dass sie mehr Jugendliche erreichen müssen, die eine Suchtproblematik vorweisen. Eine weitere Folge daraus ist, dass die „Stammjugendlichen“ von Streetwork wenig Verständnis dafür zeigen, dass diese Thematik als Priorität behandelt wird. Glücklicherweise hat der Suchtkoordinator dafür ein großes Verständnis, da er selbst lange Zeit als Sozialarbeiter tätig war (vgl. Gespräch mit Karin Riedl, 26.8.2004). Die Problematik hierbei liegt wieder bei der Finanzierung und bei der Abhängigkeit der sozialpolitischen Lage, da für Projekte unter dem Motto „Prävention“ am meisten Geld gegeben wird (vgl. Kapitel 3.3.4.1).

5.2 MitarbeiterInnen

Zwei StreetworkerInnen, Frau Mag. Karin Riedl und Frau Mag. Sabine Schulze arbeiten halbtags zu jeweils 23 bzw. 15 Stunden (Stand August 2004) (vgl. Jugend am Werk Steiermark GmbH. 2002, S. 4).

5.3 Verteilung der Arbeitsstunden

Die Arbeitsstunden der StreetworkerInnen teilen sich folgendermaßen auf:

- Erlebnispädagogik/Freizeitangebote (EU-Jugendaustausch, Sport- und Freizeitangebote)
- Kontaktarbeit mit der Klientel
- Beratungstätigkeit
- Teamarbeit (Team, Supervision, Reflexion)
- Organisationsarbeit
- Öffentlichkeitsarbeit (vor allem Vernetzungen mit anderen Vereinen)
- Sprechstunden

Je nach Schwerpunktsetzung ergibt sich ein Anstieg in diesen Bereichen:

2002 wurde die neue Streetworkerin eingestellt und es häufte sich somit die Kontaktarbeit (vgl. Sekundäre Suchtprävention, Februar 2003). Im Jahr 2003 fand ein EU-Jugendaustausch mit Finnland statt, der ein hohes Maß an Organisationsarbeit verlangte (vgl. Sekundäre Suchtprävention, 2004).

STV ist außerdem Mitglied der BAST (vgl. dazu 4.2.2.2), das bedeutet, dass sie die Anforderungen der Ö-Norm erfüllen (vgl. dazu Kapitel 4.2.2.1).

5.4 Zielgruppe

Die Zielgruppe von STV sind Jugendliche und junge Erwachsene, bei denen die eigenen Ressourcen nicht mehr ausreichen, um ihre Probleme konstruktiv lösen zu können.

- In der Gruppe der gefährdeten Jugendlichen zeigt sich oft ein rascher Wechsel der Symptomatik, der einer permanenten Analyse und Reflexion der Problemlagen und Ziele bedarf. Dabei gilt es, die Klientel nicht primär anhand der sichtbaren Symptome wahrzunehmen, sondern der Komplexität der gesamten Lebenszusammenhänge der Jugendlichen gerecht zu werden (vgl. Riedl, 2002, S. 1).

Die im Folgenden beschriebenen Merkmale markieren laut StreetworkerInnen das derzeitige Erscheinungsbild der gefährdeten Jugendlichen im Bezirk:

- „Auffällige Jugendliche, deren Aktivität sie mit der Gesellschaft und den Behörden in Konflikt bringt
- Jugendliche, die sich über erhöhte Gewaltbereitschaft definieren
- Jugendliche, die gefährdet sind, in eine Suchtkarriere abzugleiten
- Jugendliche in Krisensituationen
- Jugendliche, die sexuelle Übergriffe und Missbrauch erleben
- Jugendliche, die Unterstützung brauchen, um ein konstruktives Freizeit- und Gruppenverhalten zu erlernen“ (ebd., S. 1).

5.4.1 Identität/Hauptthemen der Klientel

Mädchen definieren sich meist über ihren Partner und ihr Styling, Burschen ist ihr Auto besonders wichtig. Bei beiden Geschlechtern spielen außerdem Labels eine große Rolle. Die größten Konflikte bestehen in den Bereichen Partnerschaft/Sexualität, Familie und peer-group (siehe Abbildung 5.1), welche typisch für die Lebensphase Jugend sind (vgl. dazu Kapitel 1.3.2 bis 1.3.4). Im Bereich der Ausbildung geben nur ca. 15% der Jugendlichen den Wunsch nach einer

höher qualifizierteren Ausbildung an. Im Allgemeinen haben sie eine sehr irrealen Vorstellung bezüglich des Einkommens (enorm hoch) in einem Beruf, was sich in ihren hohen Ausgaben niederschlägt (Gespräch mit Karin Riedl, 5.4.2004).

In den Jahren 2002, 2003 und 2004 wurden vor allem folgende Themenbereiche von den Jugendlichen angesprochen (vgl. Sekundäre Suchtprävention, Februar 2003; vgl. Sekundäre Suchtprävention, Februar 2004; vgl. Sekundäre Suchtprävention, Februar 2005).

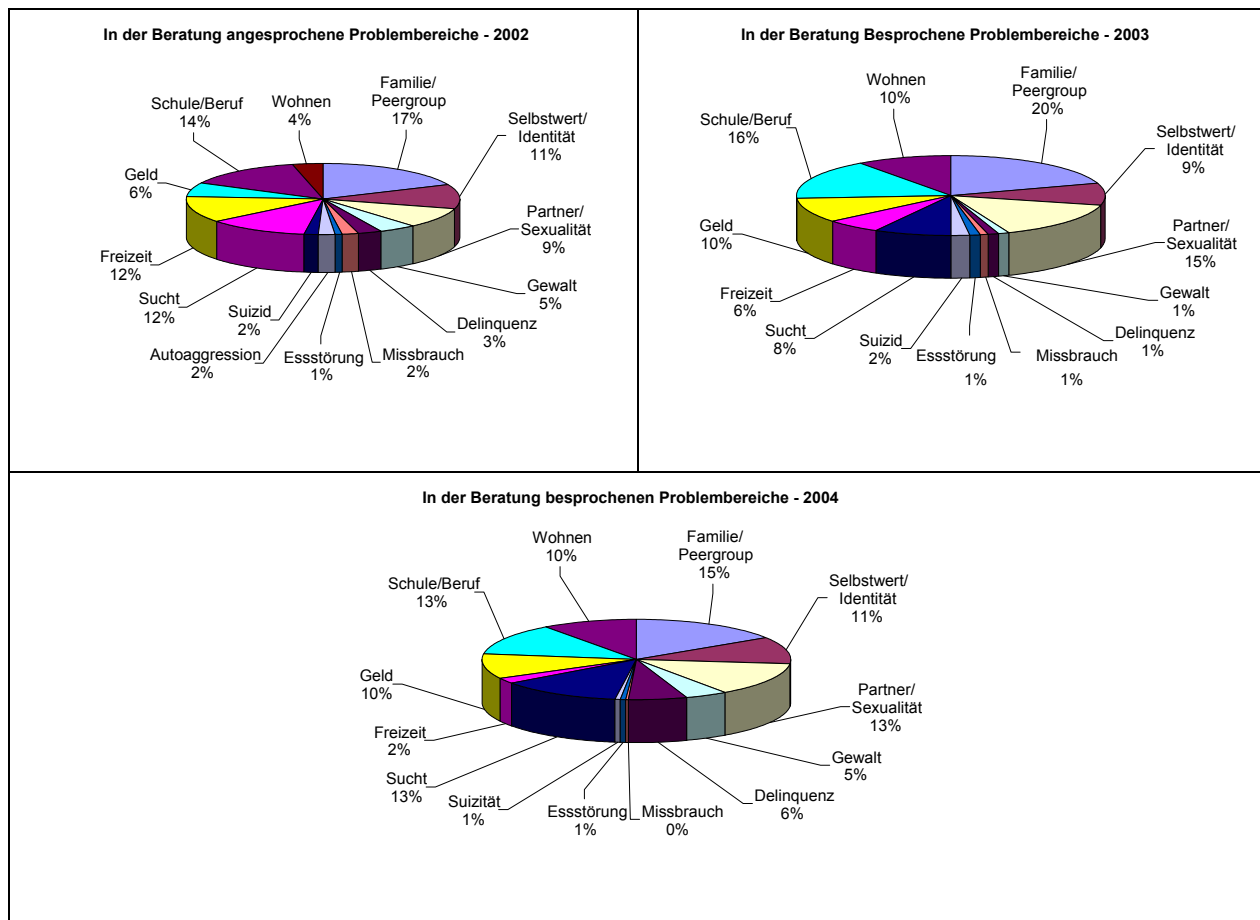


Abbildung 5.1: In der Beratung angesprochene Themenbereiche in den Jahren 2002 (oben links), 2003 (oben rechts) und 2004 (unten). Nähere Erläuterungen siehe Text. (Quelle: Sekundäre Suchtprävention, Februar 2003; Sekundäre Suchtprävention, Februar 2004; Sekundäre Suchtprävention, Februar 2005).

Wie an Hand der Grafik deutlich ersichtlich ist, liegen die Spitzen bei den Themen „Familie/peer-group“ und „Partner/Sexualität“. Auffallend ist der Abfall der Prozentzahl bei der Thematik „Sucht“ bzw. der Anstieg der Prozentzahl bei der Thematik „Beruf“ im Jahr 2003. Der Rückgang des Themas „Sucht“ lässt sich zum Teil auf die verstärkte Öffentlichkeitsarbeit „Landjugend gegen Drogen“ (siehe Kapitel

6.2.3) zurückführen. Den StreetworkerInnen wurde die Aufgabe zu Teil in allen Landesjugenddorfgruppen die Problematik zum Thema „Drogenmissbrauch“ zu thematisieren (vgl. Sekundäre Suchtprävention, Februar 2004).

5.4.2 Kontaktaufnahme mit ihrer Klientel

Es gibt zwei Arten der Kontaktaufnahme:

- 1.) Aufklärungsarbeit an diversen Schulen: An den Schulen werden Workshops zum Thema „Suchtproblematik und Gewalt“ angeboten. Im Zuge dessen kommt es auch zu einem regen Informationsaustausch. Informationsflyer über das Angebot von Streetwork werden aufgelegt.
- 2.) Die StreetworkerInnen besuchen diverse Szenelokale in der Region Voitsberg. In den meisten Fällen kennen sie dort eine/n Jugendliche/n und kommen mit dieser/diesem ins Gespräch. Durch Small Talk wird oft das Interesse der anderen Jugendlichen aus der Clique geweckt und es entwickeln sich weitere Gespräche. Authentizität der StreetworkerInnen ist eine der wichtigsten Eigenschaften um eine Vertrauensbasis mit dem Gegenüber aufbauen zu können. Laut Karin Riedl findet das erste vertrauliche Gespräch frühestens ab der 5. Kontaktaufnahme statt (vgl. dazu auch Kapitel 4.1). Viele ihrer KlientInnen haben schon negative Erfahrungen mit diversen Institutionen gemacht, deshalb ist Behutsamkeit von Seiten der StreetworkerInnen das oberste Gebot (vgl. Gespräch mit Karin Riedl, 5.4.2004).

Anzahl der Kontakte:

Insgesamt haben beide StreetworkerInnen ungefähr 133 Kontakte pro Monat wobei monatliche Schwankungen üblich sind. Jede Streetworkerin hat durchschnittlich zu etwa 30 KlientInnen regelmäßig Kontakt (vgl. Gespräch mit Karin Riedl, 5.4.2004). Herr Göschl, ein ehemaliger Streetworker beschreibt die Methodik folgendermaßen:

„Ich bin vor Ort, im Szenelokal, auf den Szeneplätzen ... die Methode ist folgende ... als Streetworker geh ich dort hin, wo Jugendliche sich aufhalten und versuche zu den verschiedensten Cliquen, im Schnitt sind das 5-7 Cliquen, die man pro Streetworker hat, einen guten Kontakt aufzubauen. Wir gehen immer wieder hin, man ist vor Ort, stellt sich vor als Streetworker, irgendwann wird man akzeptiert als Streetworker, das ist kein Freund, oder Gast, sondern der ist Streetworker. Der ist da oder die ist da für meine Probleme. Und ich als Streetworker geh immer wieder dort hin, wichtig ist die Kontinuität, immer wieder hin zu gehen, wichtig ist, mit den Leuten Small Talk zu führen, da zu sein, ein lockeres Gespräch

zu führen, aber auch da zu sein, wenn was pressiert, wenn was ansteht, aber ich dräng mich nicht auf“ (Interview mit Christian Göschl, 13.8.2004, P. 19-36).

Zu einem Abbruch des Kontakts kommt es meist, wenn von ihrer Klientel fixe Beziehungen eingegangen werden oder sie einen Job finden. Bei Mädchen ist Schwangerschaft (meist mit 18, 19 Jahren) und bei Burschen das Bundesheer ein zusätzlicher Faktor für den Abbruch des Kontakts (vgl. Gespräch mit Karin Riedl, 24.6. 2004).

5.5 Angebote an die jugendliche Klientel

Das Bedürfnis nach einer befriedigenden Freizeitbeschäftigung ist bei den Jugendlichen sehr ausgeprägt. Aus diesem Grund ist STV bemüht auf die aktuellen Bedürfnisse der Jugendlichen einzugehen um Möglichkeiten für ein interessantes Repertoire zu schaffen. Neben den Freizeitangeboten, die hauptsächlich aus sportlicher Aktivität und Erlebnispädagogik bestehen, bildet die Berufstätigkeit der Jugendlichen den anderen Schwerpunkt für die StreetworkerInnen (vgl. Riedl, 2002, S. 2).

Streetwork in Voitsberg definiert seine Angebote folgendermaßen:

- „Streetwork gibt Rat und Hilfe bei Schwierigkeiten am Arbeitsplatz oder in der Schule.
- STW hilft bei Familien- und Partnerproblemen.
- STW ist ein Ansprechpartner bei Suchtproblemen.
- STW gibt Auskunft bei Fragen über Sex, Drogen und Alkohol.
- STW kann bei Gewalt und Missbrauch Hilfe anbieten.
- STW hilft bei Amts- und Behördenwegen.
- STW ist bei Bedarf auch Sprachrohr für Jugendliche.
- Streetworker sind aufmerksame Zuhörer und Gesprächspartner“ (ebd., S. 2).

5.6 Schwerpunkte der Arbeit bei Streetwork in Voitsberg

Die Arbeitsweise von STV lässt sich als Methodenmix aus Streetwork (vgl. dazu Kapitel 4.2), Mobiler Jugendarbeit (vgl. dazu Kapitel 4.1) und institutionsgebundener Beratungstätigkeit (vgl. dazu Kapitel 3.2.1) beschreiben.

Folgende Grundsätze der Arbeitsweise von Streetwork, wie sie in der Ö-Norm (4.2.2.1), bei Steffan und Klose (vgl. dazu 4.2.), beim bedürfnisorientierten Ansatz nach Damm (vgl. dazu Kapitel 3.3.3) und teilweise auch im lebensweltorientierten Ansatz nach Thiersch (vgl. dazu Kapitel 4) formuliert sind, spiegeln sich als Schwerpunkte in der Arbeit von STV wieder:

- Niederschwelligkeit
- Ressourcenorientierung
- Bedürfnisorientierung
- Kontinuität
- Empowerment

Diese fünf Punkte werden vor allem durch die Angebote „Beratung“ und „Freizeitaktivitäten“ abgedeckt. Einen weiteren großen Teil ihrer Arbeit nimmt die Suchtprävention ein, vor allem seit Streetwork (ab 2002) zu zwei Drittel vom Projekt „Sekundäre Suchtprävention“ finanziert wird (vgl. Gespräch mit Karin Riedl, 26.8. 2004).

6. Vernetzungen mit anderen Projekten und Institutionen

6.1 Größere Vernetzungen

6.1.1 Das Beratungszentrum in Voitsberg

Das Beratungszentrum (BZ) bietet eine Vielzahl an Angeboten im psychosozialen Rahmen an: JuristInnen, PsychologInnen, PsychotherapeutInnen, SozialarbeiterInnen, SchuldnerberaterInnen, SuchtberaterInnen u.s.w. stehen hier für Beratung, Betreuung und Therapie zur Verfügung. Die Zielgruppe umfasst Erwachsene, Jugendliche und Kinder. Unter anderem befinden sich in diesen Räumlichkeiten die Büros von „Streetwork in Voitsberg“, der „Arbeitsassistenz“ und dem „Mobil Betreuten Jugendwohnen“. Der Träger des BZ ist die Jugend am Werk Steiermark GmbH (http://app.gesundheit.steiermark.at/gss2002/adressen/adressen/_typ_detail.asp?ID=2404, 31.8.2004).

6.1.2 Mobil Betreutes Jugendwohnen

Mobil Betreutes Jugendwohnen (MOB) hat die Aufgabe Jugendliche und junge Erwachsene in verschiedenen Wohnformen auf ein selbstständiges und eigenverantwortliches Leben vorzubereiten. Die Jugendlichen wohnen in Wohngemeinschaften oder alleine und verfügen über eine MOB – BetreuerIn, die sie in diesem Prozess unterstützt. Diese Gruppe von Jugendlichen haben Wohnungen in Voitsberg, Deutschlandsberg und Graz (vgl. Gespräch mit Karin Riedl, 26.8. 2004).

6.1.2.1 Vernetzung zu Streetwork

Die MOB-Klientel ist zum Großteil auch Klientel von Streetwork in Voitsberg. Diese Jugendlichen haben einen besonderen Betreuungsbedarf, sind mit Hilfsmaßnahmen vertraut und sprechen daher die StreetworkerInnen leichter an.

Jugendliche und BetreuerInnen von MOB stellen mit Streetwork eine große Vernetzung dar. Die StreetworkerInnen sind mit den BetreuerInnen vom MOB in

einem Großteam, in dem vor allem organisatorische Belange geklärt werden (vgl. Gespräch mit Karin Riedl, 26.8. 2004).

Gemeinsame Aktivitäten:

- Das „Wohnzimmer“ ist eine Art Jugendcafé, das sich in den Räumlichkeiten des BZ befindet. Offiziell gehört es zu Streetwork, steht aber für alle Jugendlichen des BZ zur Verfügung (vgl. Gespräch mit Karin Riedl, 26.8. 2004).
- Diverse Freizeitaktionen (vgl. ebd.).

Schwierigkeiten zwischen STV und MOB:

Wie bereits erwähnt überschneidet sich die Klientel von MOB und von Streetwork. Diese Tatsache bringt auch einige Schwierigkeiten mit sich:

Auf der einen Seite ist es oft unklar für welche Bereiche der Jugendlichen die MOB-BetreuerInnen oder die StreetworkerInnen zuständig sind, das hat oft Spannungen im Großteam zur Folge. Außerdem verbringen die Jugendlichen viel Zeit im BZ und fordern viel Aufmerksamkeit von den StreetworkerInnen. In diesem Fall ist es für die StreetworkerInnen oftmals sehr schwierig eine Grenze zu ziehen und den Jugendlichen klar zu machen, dass sie für alle da sein wollen und nicht nur für sie. Es ist oft eine Gratwanderung zwischen Abweisung und Verständnis gegenüber diesen Jugendlichen. Auf diesen Umstand, nämlich den Balanceakt zwischen Nähe und Distanz zu schaffen, weisen unter anderem auch Steffan und Klose (vgl. Kapitel 4.2.3) hin.

Auf der anderen Seite ist es in vielen Fällen so, dass Streetwork die Jugendlichen kennt, schon lange Zeit bevor sie in die MOB-Betreuung kommen. Durch ihr niederschwelliges Angebot kommen sie mit Jugendlichen sehr leicht in Kontakt. Oft entsteht durch den Kontakt zu Streetwork in weiterer Folge die Aufnahme ins Mobil Betreute Jugendwohnen. Offiziell sind Jugendliche, sobald sie in die MOB-Betreuung fallen, nicht mehr bei Streetwork, „aber auf der Straße sind sie noch immer, auch nachher und das ist faszinierend an diesen MOB Leuten“ (vgl. Gespräch mit Karin Riedl, 26.8. 2004).

6.1.3 Die Plattform SMS

Die Vorgeschichte:

Der Grundstein von „Sport Menschen Solidarität“ (SMS) wurde bereits vor ca. 32 Jahren von Harry Krenn in Graz gelegt. Durch seine Arbeit bei der „Diozösansportgemeinschaft“ mit ehemaligen Straftätern und geistig behinderten Menschen erfolgte der erste Schritt in Richtung Integration. Begonnen hat Herr Krenn mit einem Fußballteam und Schiausflügen, wodurch verschiedene soziale Randgruppen den Einstieg in eine Gemeinschaft durch Sport erfuhren. Bereits zu dieser Zeit waren auch Jugendliche daran beteiligt.

Der Schwerpunkt lag darauf, den Einzelnen (es waren vorwiegend Männer bzw. männliche Jugendliche) in seinen individuellen Fähigkeiten (nicht nur im Sport) zu fördern und ihn in seiner jetzigen Situation zu respektieren. Harry Krenn sieht seine Aufgabe darin, Integration zu schaffen, wo diese möglich ist, dahingehend, Vernetzungen zwischen schon bestehenden Ressourcen (Sportplätzen, Vereinen, Schulen, Obdachlosenheimen usw.) und seiner „Klientel“ zu schaffen (vgl. Gespräch mit Harry Krenn, 18.3.2004).

Gründung von SMS:

Die Gründung von SMS erfolgte im Jahr 1999 durch Harry Krenn gemeinsam mit dem „Team-On“ der Caritas, der Diozösansportgemeinschaft und dem Dekanat Voitsberg. Um weitere Projekte starten zu können hat Herr Krenn die gesamte Organisation und Planung an Herrn Rudolf Kahr (DAS in Voitsberg) abgeben, steht jedoch weiterhin beratend zur Verfügung (Stand 2004).

Zielgruppe:

Ziel war es, benachteiligte Personengruppen, vor allem psychisch Kranke, AlkoholikerInnen und geistig bzw. körperlich behinderte Menschen, aber auch Jugendliche stärker in das kulturelle und sportliche Leben der Region zu integrieren. Die Chancen für Jugendliche bei SMS sieht er folgendermaßen:

"Verbleib der Jugendlichen in der Region unter Einbeziehung des bestehenden Sport- und Freizeitangebot, gegen die Entwurzelung" (Gespräch mit Harry Krenn 18.3. 2004).

Das Projekt SMS:

SMS hat das Ziel Randgruppen aus dem Bezirk Voitsberg mit Hilfe von sportlichen Aktivitäten und kulturellen Veranstaltungen wieder mehr in die Region zu integrieren und eine Abwanderung nach Graz zu vermeiden. Das Projekt SMS versucht durch viele kleine Aktivitäten eine Integration der Zielgruppen im Kleinstadtbereich sowie in der Dorfgemeinschaft zu erreichen. Damit das Projekt SMS überhaupt funktionieren kann, war die Vernetzung der verschiedenen Einrichtungen unbedingt nötig, welche die Zielgruppen betreuen. Dadurch ergab sich eine Möglichkeit Freizeit- u. kulturelle Angebote einrichtungsüberschneidend für die verschiedenen KlientInnengruppen miteinander anzubieten. SMS wirkte auch mit bei der Projektbearbeitung der „Caritas Tagesstruktur für Langzeitarbeitslose und alkoholranke Menschen“. Durch die guten Erfahrungen mit der Notschlafstelle wurde überlegt gemeinsam eine betreute Wohngemeinschaft für Langzeitobdachlose und alkoholranke Menschen in der Region zu projektieren.

Mitglieder der Plattform SMS:

Die Mitglieder kommen aus den verschiedensten Quellenberufen: SozialarbeiterInnen, LehrerInnen, Sozialpsychologinnen; einige Mitglieder arbeiten auch unentgeltlich.

Finanzierung:

Im Jahr 2000 wurden von Landesrat Hirschmann 11.000 Euro für drei Jahre zur Verfügung gestellt. SMS finanziert sich selbst, hauptsächlich aus Einnahmen vom Stadtfest, wo es jedes Jahr einen nichtalkoholischen Ausschankstand betreibt. Mit dem daraus gewonnen Geld werden andere Aktionen und die Gehälter des Teams finanziert. Die meisten Spenden, die sie von der Gemeinde erhalten, sind Sachspenden, z.B. als Preise für das Schnapsertunier. Jedes Mitglied von SMS organisiert mit Hilfe seiner Ressourcen des Hauptberufs die diversen Aktionen.

Bekanntheit von SMS:

Das Projekt SMS gibt es seit drei Jahren und die Öffentlichkeit in Voitsberg verbindet mit diesem Namen etwas. Es ist möglich, Leute aus dem Bezirk für gewisse Veranstaltungen um Hilfe bzw. Beiträge zu bitten (vgl. Kahr, 2001, S.1ff).

6.1.3.1 Vernetzung zu Streetwork

Wie bereits weiter oben erwähnt sind beide StreetworkerInnen Mitglieder von SMS. Der Grund dafür ist in erster Linie, die selbe Ideologie und das Interesse etwas Neues und Aufregendes zusammen zu entwickeln (vgl. Gespräch mit Karin Riedl, 26.8. 2004).

Unterschiede:

Ein wesentlicher Unterschied besteht darin, dass Jugendliche, die bei SMS mitmachen, die Aktionen als reine Freizeitbeschäftigung empfinden. Anders als bei Streetwork, wo die StreetworkerInnen kontinuierlichen Kontakt zu den Jugendlichen pflegen und auch in einer beratenden Tätigkeit arbeiten (vgl. ebd.).

Gemeinsamkeiten:

Die Niederschwelligkeit des Angebotes: Jugendliche können sowohl bei STV als auch bei SMS unverbindlich an diversen Angeboten teilnehmen. Die Vernetzung zwischen Streetwork und SMS sind gemeinsame Freizeitaktionen, die sie zusammen gestalten (vgl. ebd.).

6.1.4 JUKO Köflach

Frau Riedl definiert das Jugend- und Kommunikationszentrum (JUKO) folgendermaßen:

„Ein normales Jugendzentrum, ein suchtfreier Ort, wo Jugendliche hinkommen können, Zeit verbringen können, dort gibt es Billardtische, einen Drehfußballtisch, Internet, Unterhaltungsmöglichkeiten, gemeinsame Beschäftigung. Außerdem ist Alkoholverbot, egal welche Veranstaltung das ist, wenn Jugendliche etwas trinken, dann auffällig werden, werden sie hinausgeschickt, weil vor allem Jugendzentren einen schlechten Ruf haben. Rauchen dürfen sie, es wird aber darauf hingewiesen und geschaut, dass sie auch sechzehn sind.“ (Interview mit Karin Riedl, P. 38, 24.6.2004). Das JUKO dient als Treffpunkt, bevor die Jugendlichen diverse Lokale besuchen. Das Alter der Jugendlichen wechselt zur Zeit liegt es zwischen 14 und 15, früher gab es auch Perioden mit 16-18 Jährigen (vgl. Gespräch mit Karin Riedl, 26.8.2004).

6.1.4.1 Vernetzung zu Streetwork

- Großteils haben beide die gleiche Klientel.
- Selbstverteidigungskurse für Mädchen, die vom Verein „Mafalda“ angeboten werden, finden in den Räumlichkeiten des JUKO statt.
- Diverse Freizeitaktivitäten, die auf Wunsch der Jugendlichen zustande kommen (vgl. ebd.).

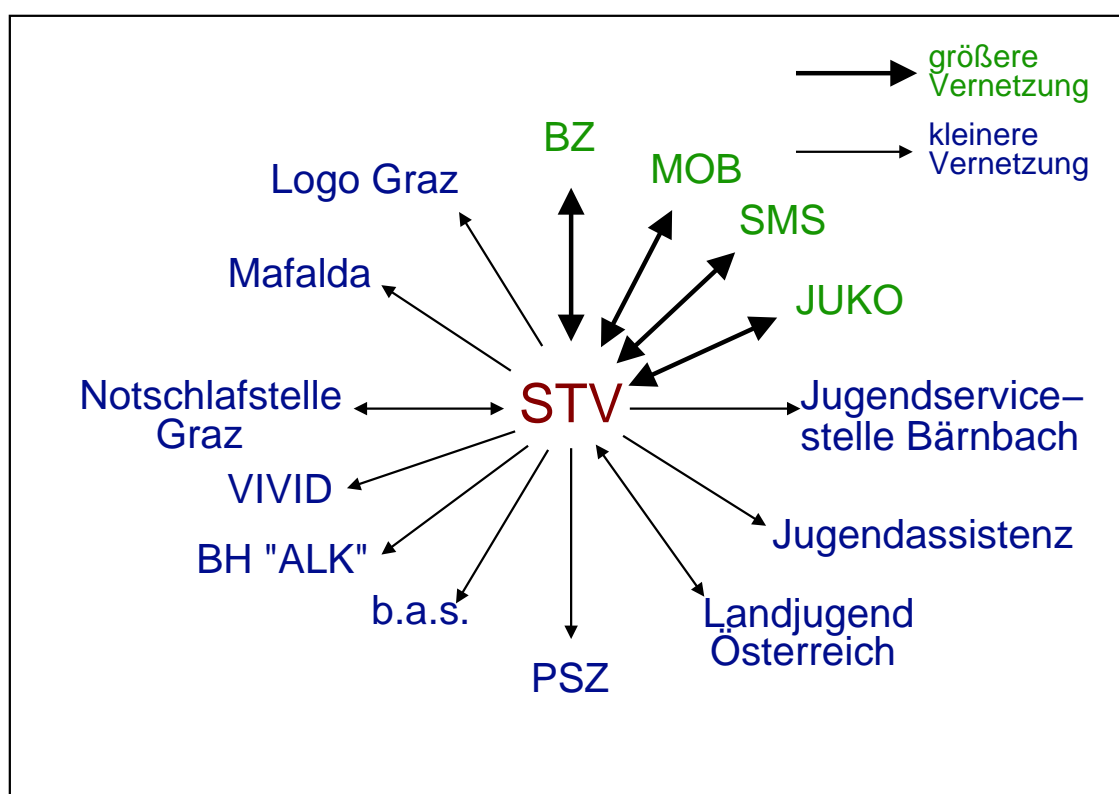


Abbildung 6.1: Vernetzungen zwischen „Streetwork in Voitsberg“ (STV) und anderen Institutionen bzw. Projekten. Nähere Erklärungen siehe Text.

6.2 Kleinere Vernetzungen

6.2.1 Jugendservicestelle Bärnbach

Frau Riedl bezeichnet die Jugendservicestelle als „niederschwelliges Angebot in einer Institution“ für Jugendliche. Sie bietet:

- Informationen über Angebote in der Gemeinde
- Jobs im Bezirk
- Beratungstätigkeit

Vernetzung zu Streetwork:

Nach Bedarf (vgl. Gespräch mit Karin Riedl, 26.8. 2004).

6.2.2 Jugendassistenz

Hier werden Menschen mit geistiger, körperlicher und psychischer Behinderung bei der Arbeitssuche bzw. bei der Erhaltung eines bestehenden Arbeitsplatzes, wenn dieser auf Grund der Behinderung gefährdet ist, unterstützt (vgl. Jugendassistenz, http://www.jaw.or.at/frameset_f_bereiche.htm, 1.5.2006).

Vernetzung zu Streetwork:

Dieses Angebot kommt nur für Jugendliche in Frage, die alles versucht und nichts gefunden haben. Frau Riedl weist darauf hin, dass diese Einrichtung auch als zusätzliche Option zum Arbeitsamt genutzt werden sollte (vgl. Gespräch mit Karin Riedl, 26.8.2004).

6.2.3 Verein Landjugend Österreich

Dieser Verein bietet Jugendlichen und jungen Erwachsenen

- „Aktive Freizeitgestaltung
- Persönlichkeitsentwicklung
- Mitgestaltung des ländlichen Raumes“.

Das Angebot reicht von Sport über Weiterbildung bis hin zur eigenen Zeitung. Die „Landjugend“ ist in allen ländlichen Regionen Österreichs vertreten (vgl. Verein Landjugend Österreich, <http://www.landjugend.at>, 1.5.2006).

Vernetzung zu Streetwork:

Vor allem unter dem Motto „gegen Drogen“ finden Freizeitaktivitäten und Diskussionen zwischen der Klientel von Streetwork und der „Landjugend“ statt (vgl. Gespräch mit Karin Riedl, 26.8.2004).

6.2.4 PSZ Voitsberg

Das Psycho-soziale Zentrum Voitsberg bietet seinen KlientInnen Beratung, Diagnostik und Therapie an. Zur Verfügung stehen weiters sozialpsychiatrische Wohngemeinschaften und eine sozialpsychiatrische Tagesstätte (vgl. PSZ Voitsberg, http://app.gesundheit.steiermark.at/gss2002/adressen/bezirk_strukturtyp_detail.asp?Bezirk=voitsberg&ID=2468, 31.8.2004).

Vernetzung zu Streetwork:

Über die Plattform SMS besteht der Kontakt zu einer Mitarbeiterin, die im PSZ arbeitet (vgl. Gespräch mit Karin Riedl, 26.8.2004).

6.2.5 b. a. s Voitsberg

Das b. a. s. (betrifft Alkohol und Sucht) Voitsberg, bietet Beratung, Betreuung, Information und Therapie all jenen, welche die Thematik Sucht, in welcher Form auch immer, betrifft (vgl. b. a. s. Voitsberg, <http://www.bas.at>, 1.5.2006).

Vernetzung zu Streetwork:

In den Räumlichkeiten des b. a. s. findet sich die „Arbeitsgemeinschaft von Professionellen“ ein. Mitglieder dieser AG sind all jene SozialarbeiterInnen, deren Klientel eine Suchtproblematik aufweist. Man versucht gemeinsam Lösungen bzw. Strategien für Betroffene aus dem Bezirk Voitsberg zu finden und greift dabei auf gemeinsame Ressourcen zurück (vgl. Gespräch mit Karin Riedl, 26.8.2004).

6.2.6 BH Voitsberg

Neben den üblichen behördlichen Kontakten und der Unterstützung der Jugendlichen bei ihren behördlichen Wegen nimmt Streetwork am Projekt „ALK“ (Alkohol lähmt Kids) teil, welches von der BH unterstützt wird. Es ist eine Arbeitsgemeinschaft in der sich einzelne Institutionen, Schulen, Elternvereine oder die Gemeinden zusammenschließen, um Maßnahmen gegen die

Suchtproblematik im Bezirk zu überlegen. Die Treffen finden drei Mal im Jahr statt (vgl. Gespräch mit Karin Riedl, 26.8.2004).

6.2.7 VIVID

VIVID (Fachstelle für Suchtprävention) bietet all jenen, die in der Suchtprävention tätig sind Unterstützung. Das Angebot reicht vom Informationsmaterial über Fortbildungsveranstaltungen bis hin zur Planung und Durchführung suchtpreventiver Projekte (vgl. VIVID, www.vivid.at, 26.8.2004).

Vernetzung zu Streetwork:

Ein Kontakt besteht hier im Zusammenhang mit ihrer Tätigkeit in der sekundärer Suchtprävention (vgl. Gespräch mit Karin Riedl, 26.8.2004).

6.2.8 Notschlafstelle der Caritas

Die von der Caritas finanzierte Notschlafstelle „Schlupfhaus“ in Graz bietet jungen Menschen im Alter von 14 bis 21 einen Schlafplatz, Hygienevorrichtungen, Nahrung, Beratung und Krisenintervention an (vgl. Schlupfhaus, <http://caritas-graz.at/home.php?cakt=einr&id=6>, 1.5.2006).

Vernetzung zu Streetwork:

Meistens schlafen dort den StreetworkerInnen bekannte Jugendliche mit Suchtproblematik (vgl. Gespräch mit Karin Riedl, 28.4.2004).

6.2.9 Mafalda

Mafalda ist eine Beratungsstelle für Mädchen und junge Frauen in Graz. Sie bietet ein umfassendes Programm zu psychischen, sozialen und familiären Belangen an. Außerdem besteht eine große Auswahl an Freizeit- und Ausbildungs- bzw. Weiterbildungsprogrammen (vgl. Mafalda, <http://www.mafalda.at>, 31.8. 2004).

Vernetzung zu Streetwork:

KlientInnen nehmen vor allem den Freizeit- und Ausbildungsbereich von Mafalda an.

6.2.10 LOGO Graz

Das LOGO Graz bietet Jugendlichen Informationen zur Freizeitgestaltung, zu Arbeits- und Bildungsthemen und eine Ferialjobbörse an. Zusätzlich wird persönliche Beratung angeboten (vgl. LOGO Graz, <http://logo.at>; 1.5.2006).

Vernetzung zu Streetwork:

Frau Riedl verweist sehr oft an diese Beratungsstelle (vgl. Gespräch mit Karin Riedl, 26.8.2004).

7. Datenerhebung

7.1 Forschungsfrage

In der Abwägung der Themen die sich in den Gesprächen ergaben, kristallisierte sich als Hauptforschungsfrage Folgendes heraus:

Welche Angebote von Streetwork empfinden die Jugendlichen als hilfreich?

Da diese Frage sehr komplex ist, war es notwendig sie in mehrere Leitfragen aufzugliedern.

Mir war es wichtig beide Seiten zu betrachten: Auf der einen Seite die Jugendlichen mit ihren Wünschen, Problemen und ihren Umgang damit (vgl. dazu Kapitel 1), auf der anderen Seite interessierten mich auch die SozialarbeiterInnen, deren Bedürfnisse und die Einschätzung deren eigener Arbeit. (vgl. dazu Kapitel 3.3.3 und 4.2.3).

1.) Die jugendliche Klientel von Streetwork in Voitsberg betreffend:

- Welche Angebote von Streetwork empfinden die Jugendlichen selbst als hilfreich?
- In welchen Bereichen werden sie von Streetwork unterstützt?
- In welchen Bereichen brauchen sie Unterstützung?
- Wo liegen die Potenziale und Ressourcen der einzelnen Jugendlichen?
- Wo liegt die Problematik bei den Jugendlichen?
- Wie zufrieden sind sie in der Region Voitsberg?
- Was wünschen sie sich zusätzlich von der Region?

2.) Die StreetworkerInnen bzw. ExpertInnen betreffend:

- Wie schätzten die StreetworkerInnen ihre eigene Arbeit ein?
- In welchen Bereichen sehen sie die Grenzen ihrer Arbeit?

7.2 Das qualitative Interview

Wie bereits erwähnt, wählte ich als Forschungsmethode das qualitative Interview. Das problemzentrierte Interview wählte ich deshalb, da es mir am besten geeignet schien Unklarheiten und Verständnisfragen im Setting zu klären.

Das qualitative Interview zeichnet sich laut Lamnek durch folgende Punkte aus:

- Die Befragung findet in einer *mündlich-persönlichen* Form statt.
- Es handelt sich um *nicht-standardisierte* Interviews. Das bedeutet, dass weder die Formulierung der Fragen noch der Ablauf der Befragung zuvor festgelegt wurde.
- Es werden ausschließlich *offene* Fragen gestellt.
- Das Interview zeichnet sich durch seinen *neutralen bis weichen* Stil aus.
- Die Intention des Interviewers ist in erster Linie eine *vermittelnde*, seltener eine ermittelnde.
- Da die Fragen meistens sehr persönlich sind, stellt sich das Setting meist in Form einer Einzelbefragung dar (vgl. Lamnek 1989, S. 59f).

Ergänzend dazu ist an dieser Stelle festzuhalten, dass Interviews in der qualitativen Forschung eine große Rolle spielen, welche sich in der Vielfalt der Interviewtechniken widerspiegelt. Grob unterscheiden lassen sich zwei Kategorien von Interviewtechniken. „Leitfadeninterviews“ unterscheiden sich von den „erzählgenerierenden Interviews“ in ihrer stark vorstrukturierten Interviewtechnik bzw. in ihrer offenen Art der Befragung. Friebertshäuser betont an dieser Stelle, dass die Grenzen zum jeweils anderen fließend sein können (vgl. Friebertshäuser 1997, S. 371f).

7.2.1 Das problemzentrierte Interview

Im Folgenden wird ein kurzer Überblick über das problemzentrierte interview gegeben, welches zu der Kategorie der Leitfadeninterviews zählt.

„Das Adjektiv „problemzentriert“ kennzeichnet den Ausgangspunkt einer vom Forscher wahrgenommenen Problemstellung, deren individuelle und kollektive

Bedingungsfaktoren in diesem Forschungsdesign ergründet werden sollen“ (Friebertshäuser 1997, S. 379).

Das problemzentrierte Interview, dessen Begriff von Witzel geprägt wurde, lässt sich folgendermaßen charakterisieren:

- „Das problemzentrierte interview ist eingebettet in und konstituiert eine Methodenkombination.
- Der Forscher geht zwar *mit einem theoretischen Konzept ins Feld*, wobei aber die *Dominanz der Konzeptgenerierung durch den Befragten* erhalten bleibt.
- Die *theoretischen Konzepte des Forschers* werden laufend durch das Interview *modifiziert*, also durch das Interview auch geprüft.
- *Deduktion* (theoretisch) und *Induktion* (empirisch) gehen Hand in Hand.
- Der Forscher teilt sein theoretisches Konzept im Interview *nicht mit*; es ist *vorläufig* und soll nicht „suggestiv“ beeinflussend wirken.
- Da dem problemzentrierten Interview auch ein *standardisierter Kurzfragebogen* vorausgehen kann, „vermittelt“ es zwischen quantitativen und qualitativen Interviews.
- Ein Leitfaden für das Interview ist zulässig, um alle dem Forscher wichtig erscheinenden Themenbereiche abzudecken und fehlende nachzufragen“ (Lamnek 1989, S. 78).

Zusätzlich zu den eben genannten Punkten ist es von Relevanz ein Postskript anzufertigen. In diesem finden sich Anmerkungen über die InterviewpartnerInnen (Motorik, Gestik, Mimik) und Angaben über den Inhalt des Interviews, vor und nach dem Einschalten des Diktafons, wieder (vgl. ebd., S. 77).

7.2.2 Der Interviewleitfaden

Der Interviewleitfaden ist durch seine vorformulierten Fragen oder Themen charakterisierbar. Er dient vor allem dazu die Interviewthematik einzugrenzen und die Vergleichbarkeit der Ergebnisse verschiedener Einzelinterviews zu erleichtern (vgl. Friebertshäuser 1997, S. 375).

Mein Interviewleitfaden für Jugendliche gliedert sich in fünf Bereiche. Der Bezug zum Literaturteil der Arbeit wird mit Hilfe von Querverweisen hergestellt.

- Fragen zu Streetwork (vgl. auch Kapitel 1 und 4)
- Persönliches/Private (vgl. auch Kapitel 1)
- Ausbildung/Beruf (vgl. auch Kapitel 1)
- Sport- und Freizeitangebot in der Region Voitsberg (vgl. auch Kapitel 1, 2 und 3)
- Allgemeine Fragen zu Voitsberg (vgl. auch Kapitel 1, 2 und 3)

Der Interviewleitfaden für die Streetworkerin und den ehemaligen Streetworker umfasst folgende Themenbereiche:

- Welche Angebote von Streetwork kommen bei den Jugendlichen gut an? (vgl. auch Kapitel 1 und 3)
- Effizienz der Arbeit von Streetwork (vgl. auch Kapitel 1 und 4)
- Unterstützende Angebote von Streetwork (vgl. auch Kapitel 1 und 4)
- Sucht/Suchtproblematik (vgl. auch Kapitel 2)
- Ausbildung/Arbeit für Jugendliche (vgl. auch Kapitel 1 und 3)
- Geschlechtsspezifische Unterschiede (vgl. auch Kapitel 1 und 4)
- Allgemeine Fragen

Die Interviewleitfäden sind im Anhang auf den Seiten 156 bis 168 abgebildet.

7.2.3 Die Interviewsituation

7.2.3.1 Auswahl und Zusammensetzung der InterviewpartnerInnen

Frau Riedel traf die Auswahl der Jugendlichen, was mit einigen Schwierigkeiten verbunden waren. Nach langen Überredungskünsten gelang es ihr schließlich doch sechs Jugendliche für meine Interviews zu gewinnen. Es stellte sich heraus, dass die meisten Jugendlichen Angst vor einer Befragung hatten: Angst davor Fragen nicht zu verstehen, das Falsche zu sagen und auch vor jemandem, der fremd ist.

Zusammensetzung der InterviewpartnerInnen:

Da es sich nur um sechs Personen handelt und in Voitsberg jeder jeden kennt, habe ich aus Gründen der Anonymitätswahrung in meiner Diplomarbeit alle jugendlichen Interviewpersonen (**IP**) mit den Buchstaben von **a** bis **f** gekennzeichnet.

IP a: Geschlecht: männlich, Alter: 19

IP b: Geschlecht: weiblich, Alter: 19

IP c: Geschlecht: männlich, Alter: 19

IP d: Geschlecht: weiblich, Alter: 21

IP e: Geschlecht: weiblich, Alter: 16

IP f: Geschlecht: weiblich, Alter: 19

Die Auswahl der ExpertInnen gestaltete sich als sehr einfach und rasch. Frau Schulze wollte aus persönlichen Gründen kein Interview mit mir führen. Frau Riedl erklärte sich bereit und verwies mich auf Herrn Göschl, der Streetwork in der Region Voitsberg „aufgebaut“ hat und jetzt als Arbeitsassistent in Voitsberg tätig ist.

7.2.3.2 Das Setting

Jugendliche von Streetwork:

Das Setting fand im Beratungsraum des Jugendcafés „Wohnzimmer“ statt. Die Räumlichkeiten gliedern sich in einen Aufenthaltsraum, der mit Theke, Tischen, Sofas und einem PC ausgestattet ist und einen Beratungsraum mit gemütlichem Interieur. Ich arbeitete an zwei Tagen mit jeweils drei Jugendlichen.

Zu Beginn des Interviews stellte ich mich kurz vor und wies auf die Notwendigkeit der Durchführung von Interviews für meine Diplomarbeit hin. Ich erfasste mit Hilfe des Kurzfragebogens, den ich vor den Gesprächen ausgab, die demographischen Daten der Jugendlichen (siehe Anhang Seite 174). Außerdem versicherte ich der/dem Jugendlichen, die Anonymität ihrer/seiner Daten zu wahren und gewann die Einwilligung zum Einsatz des Tonbandgeräts.

Die Interviews fanden im September 2004 statt und dauerten zwischen dreißig Minuten und eineinhalb Stunden.

Nach einer kurzen Anlaufzeit entspannten sich meine InterviewpartnerInnen und die Gespräche verliefen locker und humorvoll. Meine GesprächspartnerInnen verhielten

sich sehr unterschiedlich: Die eine Hälfte von ihnen war sehr gesprächig, die andere Hälfte eher zurückhaltend. Vertrauliche Inhalte scheinen in den transkribierten Interviews nicht auf, fließen jedoch in die Interpretation mit ein.

Der Interviewleitfaden war notwendig, um den roten Faden nicht zu verlieren und auch die Thematik etwas einzuschränken, wenn wir uns in einem Gespräch verloren hatten. Die Fragen wurden sehr leitfadenorientiert gestellt, einige Fragen, die sich als irrelevant herauskristallisierten, wurden weggelassen, andere wurden ergänzt.

Ein Postskript wurde bei allen sechs Jugendlichen nach dem Interview gemacht.

ExpertInnen:

Beide SozialarbeiterInnen sind zwischen 30 und 35 Jahre alt und haben verschiedene Ausbildungen im sozial-pädagogischen Bereich: Frau Riedl studierte an der Karl-Franzens Universität in Graz Erziehungswissenschaften und fing nach Abschluss ihres Studiums als Streetworkerin (im Jahr 2001) bei Jugend am Werk in Voitsberg zu arbeiten an. Herr Göschl war vor seiner Tätigkeit als Streetworker in Voitsberg (von 1998 bis 2000), Streetworker in der Obersteiermark (von 1995 bis 1997). Insgesamt arbeitete er sechs Jahre in diesem Berufsfeld. Zusätzlich verfügen Frau Riedl und Herr Göschl über eine Ausbildung im Bereich der Suchtprävention.

Das Interview mit Frau Riedl fand bei mir zuhause statt. Da Frau Riedl und ich sehr viel Kontakt in dieser Zeit hatten und bereits intensive Gespräche geführt haben, war die Interviewsituation sehr entspannt. Die Dauer des Interviews hatte ich unterschätzt, da sehr viele Rückfragen gestellt wurden. Auch hier ging ich leitfadenorientiert vor, das Diktafon wurde bei Inhalten, die nicht für meine wissenschaftliche Arbeit geeignet waren, ausgeschaltet. Eine Pause von einer Viertelstunde wurde gemacht, da das Interview sehr intensiv war. Bei diesem Interview hatte ich den Eindruck, dass Frau Riedl bei vielen Themen, die ich angesprochen habe, angeregt wurde darüber weiter nachzudenken.

Herrn Göschl kontaktierte ich per Telefon worauf wir uns im BZ trafen. Vor dem Interview zeigte er mir die Räumlichkeiten des Beratungszentrums, das Interview fand in seinem Büro statt. Auch hier war die Atmosphäre sehr angenehm und Herr Göschl erwies sich als offener Gesprächspartner. Der Ablauf des Interviews verlief wieder sehr leitfadenorientiert.

Bei beiden ExpertInnen wurde nach dem Interview jeweils ein Postskript angefertigt.

7.2.4 Transkription

Sobald ich Zeit fand, transkribierte ich die Interviews um sie danach mit Hilfe des Computerprogramms „MAXqda“ auswerten zu können. Bei der Wiedergabe der Interviews achtete ich darauf, Textpassagen in Umgangssprache zu belassen, wenn es mir wichtig für die inhaltliche Interpretation erschien. Namen wurden anonymisiert und die Interviews der sechs jugendlichen Befragten wurden von a bis f gekennzeichnet.

8. Auswertung

8.1 Die qualitative Inhaltsanalyse nach Mayring

Empirisch ausgewertet wurden die transkribierten Interviews mit Hilfe der qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring und mit dem computergestützten Programm „MAXqda“.

Die qualitative Inhaltsanalyse hat zum Ziel Texte systematisch zu analysieren, indem sie das Material schrittweise mit Hilfe theoriegeleiteter, am Material entwickelter Kategoriensysteme bearbeitet (vgl. Mayring 2002, S. 114).

Das Textmaterial wurde mittels der „zusammenfassenden Inhaltsanalyse“ nach Mayring ausgewertet.

„Ziel der Analyse ist es, das bestehende Textmaterial so zu reduzieren, dass die wesentlichen Inhalte erhalten bleiben, durch Abstraktion einen überschaubaren Corpus zu schaffen, der immer noch Abbild des Grundmaterials ist“ (Mayring 2003, S. 58).

8.1.1 Kategorien

Die Kategorien betreffen nur die interviewte Klientel von STV, wobei in diesen Kategorien die Aussagen der Jugendlichen, sowie auch die Meinung der ExpertInnen über die Jugendlichen, miteinbezogen sind. Die Aussagen der ExpertInnen ihre eigene Arbeit betreffend, sind im Kapitel 8.3 nachzulesen.

Für meine transkribierten Interviews ergaben sich daraus folgende Kategorien:

K 1: Gründe, weshalb die/der Jugendliche bei STV ist bzw. bleibt (vgl. auch Kapitel 1 und 4)

K 2: Angebote von Streetwork (vgl. auch Kapitel 3 und 4)

K 3: In folgenden Bereichen würde sich die/der Jugendliche mehr Unterstützung wünschen (vgl. auch Kapitel 1 und 4)

K 4: Am meisten bei ihren/seinen Problemen geholfen haben der/dem Jugendlichen (vgl. auch Kapitel 1, 2 und 4)

K 5: Wie sieht das Berufsleben von der/dem Jugendlichen aus? (siehe auch Kapitel 1)

K 6: Wie zufrieden ist die/der Jugendliche in der Region Voitsberg? (siehe auch Kapitel 1 und 3)

K 7: Wie sollte man mit der Drogenproblematik in der Region Voitsberg umgehen? (siehe auch Kapitel 2 und 3)

Durch diese Gliederung gewann ich einen gewissen Überblick über die wichtigsten Themenbereiche.

8.2 Computerunterstützte Auswertung mit MAXqda

Die zusammenfassende Inhaltsanalyse führte ich nun mit Hilfe des computerunterstützten Auswertungsprogramm „MAXqda“ weiter:

„MAXqda“ ist ein Softwareprogramm, das 1989 von Dr. Udo Kukartz entwickelt wurde. Es dient als Unterstützung der wissenschaftlichen Analyse von Textmaterial (vgl. Kittl 2006, S. 3). Nachdem die Interviewtexte in das Programm übernommen wurden, erfolgt ein Codierungssystem, das die inhaltlichen Kategorien der bearbeiteten Interviews widerspiegelt um die Daten systematisch auswerten zu können. Diesem Codesystem, welches unbegrenzt ist, werden nun einzelne Textpassagen der Interviews zugeordnet. Durch diesen Vorgang ergibt sich bereits eine gewisse Struktur des Interviews. Mittels weiterer Subkategorien – sogenannter Subcodes – wird das Textmaterial weiter auf aussagekräftige Inhalte reduziert, wobei die Zahl der Subkategorien auf bis zu zehn Stufen gestaffelt werden kann. Zusätzlich bietet „MAXqda“ noch viele Funktionen, wie das „Memo“ oder „Variablen“ um die Arbeit zu differenzieren und zu erleichtern (vgl. Kittl 2006, S. 1-19).

Die Schritte der Auswertung sind im Anhang auf Seite 176ff an Hand eines Interviewteils angeführt.

8.2.1 Codes

Ich empfand die Notwendigkeit, das bereits grobe Kategoriensystem (vgl. Kapitel 8.1.1) mit Hilfe von Codes differenzierter auszuarbeiten, wobei alle sieben **KATEGORIEN** erhalten und in fetten Druckbuchstaben dargestellt sind. Da MAXqda nur 64 Zeichen pro Code speichert (vgl. Kittl 2006, S. 9) ergibt sich daraus eine

stichwortartige Formulierung. Im Folgenden sind alle **Codes** fett und alle Subcodes unterstrichen abgebildet. Direkte Interviewpassagen werden in einer anderen Schriftart gezeigt, um eine bessere Übersicht zu gewährleisten. Ich möchte darauf hinweisen, dass in diesem Kapitel nur die Aussagen der Jugendlichen bzw. der ExpertInnen dargestellt sind und keine Interpretationen meinerseits einfließen. Dies betrifft vor allem die Tabellen 8.4 bis 8.6 der Codes 10 und 11, welche formal, jedoch nicht inhaltlich abgebildet sind. Die inhaltliche Analyse ist in den Kapiteln 8.3 und 9 nachzulesen.

K 1: GRÜNDE, WESHALB DER/DIE JUGENDLICHE BEI STREETWORK IST BZW. BLEIBT:

1. Code: Gründe, weshalb die/der Jugendliche bei Streetwork ist

Subcode: Seit wann und wie bist du in Kontakt mit STV gekommen?

Subcode: Welche Veränderungen/Verbesserungen/Chancen haben sich dadurch in deinem Leben ergeben?

Die Kontaktaufnahme erfolgte in den Jahren 2000 bis 2002 aus verschiedenen Gründen. Diese reichten von familiären Problemen über Obdachlosigkeit bis hin zur Suchtproblematik. Bei vier InterviewpartnerInnen erfolgte der Kontakt über das MOB, bei einer über die BH und bei einer auf der Straße. Als Gründe, weshalb sie noch immer bei Streetwork sind, geben alle an, dass sie sich geborgen fühlen, dass sie Frau Riedl sehr schätzen und dass ihnen die Gespräche, die sie mit ihr führen, als sehr nützlich einstufen. Als Verbesserungen in ihrem Leben geben sie folgende Dinge an:

„Wie soll ich sagen, ich bin normal geworden (IP. a, P. 13)...Meine Lebenseinstellung“ (IP. a, P. 30).

„Eine Wohnung hab ich zum Beispiel“ (IP. b, P. 8).

„Eben, dass ich jetzt in gewissen Bereichen mehr Durchblick hab als vorher“ (IP. c, P. 14).

„Gewisse Dinge nicht mehr so eng zu sehen und auch zu wissen, dass mir wer zuhört“ (IP. d, P. 21).

„Dass ich aufgehoben war, dass ich immer jemanden gehabt hab, der hinter mir nach war und auf mich geschaut hat, dass ich keinen Blödsinn mehr gedreht hab“ (IP. e, P. 15)... „Dass ich nicht mehr so schüchtern bin, dass, wenn wir weg sind, ich mehr geredet hab“ (IP. e, P. 18).

„Es hat sich vieles zum Besseren verändert. Ich hab jemanden gehabt, mit dem ich reden kann, der sich Zeit nimmt“(IP. f, P. 16)..... „Ich bin vernünftiger geworden“ (IP. f, P. 18).

Die Chancen von Streetwork bzw. die Verbesserung hinsichtlich der Lebensqualität der Jugendlichen beschreibt Herr Göschl folgendermaßen:

„Wenn sie ein Problem haben, müssen sie ja sowieso kommen, es ist nur für sie leichter zu kommen, und ich sag einmal, wäre ich nicht der Streetworker vor Ort, würden sie nirgends hin gehen oder versuchen es selbst zu lösen. Gut, wenn sie es hinkriegen oder sie machen es so wie bisher, reden mit Freunden ... die häufigste Strategie ist, sie können nicht damit umgehen, sie besaufen sich, nehmen Drogen oder tun sich sonst irgendwie weh, Hauptsache, sie denken nicht an das Problem. Deshalb kann ich sagen, dass Streetwork ein ungemeiner Erfolg war, wie ich und auch wie die Kollegen Streetwork machen. Ich hab, ich weiß nicht, wie viele hundert Beratungsgespräche gehabt, man kann jetzt nicht evaluieren, was das gebracht hat, aber, ich kann sagen, jedes Mal, wenn der Jugendliche sich für das Gespräch mit dem Streetworker entschieden hat, dann hat er irgendwie in eine andere Richtung gedacht, er hat nicht seine typischen Verhaltensweisen angewandt, von denen ist der abgegangen, er hat sich nicht besoffen, er hat sich nicht zugedröhnt bis oben hin und gemeint „na ja , in ein paar Stunden wird's schon besser sein“, sondern er hat das konstruktive Gespräch mit dem professionellen Berater gesucht. Was er daraus macht ist dann ja noch immer seine Entscheidung. Der kann jetzt, wenn er das möchte, bin ich ganz intensiv für ihn da, ich begleite ihn, zieh das durch mit ihm, was immer er da braucht. Es kann auch sein, dass er nur diesen Trick oder eine Erfahrung nützen will und dann alles selber checkt. Aber das ist alles, was ein Streetworker oder Sozialarbeiter macht“ (Göschl, P. 30)... „Ja, das ist die Chance, dass sie das Angebot einfach nützen und auf Grund dieser Intervention, die von uns kommt oder der Strategien, die man ausarbeitet und reflektiert, sie daraus was machen oder von ihren Mustern abkommen, das sind die großen Chancen“ (Göschl, P. 38).

Auch hat Herr Göschl immer wieder Erlebnisse mit ehemaligen KlientInnen von Streetwork, die ihm berichten, wie gut es ihnen getan hat in dieser Zeit eine Ansprechperson zu haben. Dass sie sich dadurch aus Krisen befreit haben und jetzt ein sinnvolles Leben führen.

Frau Riedel meint zu diesem Thema:

„Okay, ich würde jetzt einmal sagen, ein offenerer Zugang zu eigenen Problemen, eine Bereitschaft echt darüber zu reden und gern zu reden und sich auch helfen zu lassen ... und auch irgendwie die Ungeniertheit zu fragen, ob man ihnen helfen kann und das find ich wichtig. Weil eben ab und zu schon was gelungen ist und man vielleicht irgendwie auf das zurückgreifen kann oder „da hast mir ja schon geholfen, kannst mir da auch wieder helfen“, so auf die Art...“ (Riedl, P. 93-94).

Auf die Frage, was sich zum Positiven verändert hat antwortet Frau Riedl:

„Dass sie selber schneller wahrnehmen, was nicht passt und nicht einfach so...warten bis sich alles von selbst verändert. Durch lange Beziehungen und den dadurch verbundenen Vertrauensaufbau haben sich zum Teil Jugendliche in ihrer Persönlichkeit auch verändert und verbessert“ (Riedl, P. 98).

„Sind offener, zugänglicher und kontaktbereiter und das ist jetzt nicht nur bei uns, mit den Kontakten, die zu uns geknüpft werden, sondern auch in ihren peer-groups. Die Jugendlichen, die wir sehr lang kennen übernehmen oft Alpha-Rollen, innerhalb von ihren peer-groups und sind auch irgendwie dort offener und beziehungsfreudiger, ja, aber das verlangt natürlich eine lange Zusammenarbeit...zwei Jahre, ab zwei Jahren“ (Riedl, P. 101-104).

K 2: ANGEBOTE VON STREETWORK:

Bei den folgenden Codes handelt es sich um Angebote von Streetwork. Da diese Frage eher detailliert behandelt wurde, erschien es mir hier sinnvoll die einzelnen Kategorien in Codes zu formulieren und keine Subkategorien zu definieren, da dies bei der Auswertung zu verwirrend gewesen wäre. Eine Auflistung der Angebote findet sich bei den Codes 2 bis 4 sowie im Anhang wieder (siehe Anhang Seite 169ff).

2. Code: Angebote Streetwork bekannt/unbekannt

Angebot Streetwork	Anzahl bekannt
Besuch von Sportveranstaltungen	6
Schifahren und Snowboarden	6
Schifahren und Snowboarden auf der Hebalp (SMS)	6
Thermenfahrt	5
EU – Jugendaustausch	4

Theaterbesuch	4
Konzertbesuch	6
Gokartrennen	4
Gokartfest	3
Schnapserturnier	3
Bodypainting – Workshop	1
Wohnzimmer	6
Beratung bei persönlichen Problemen	6
Beratung bei beruflichen Problemen	4
Aufklärung über Drogen an Schulen	5
Gemeinsame Aktivitäten „gegen Drogen“	2

Tabelle 8.1: Angaben zum Angebot von Streetwork. Die linke Spalte gibt das jeweilige Angebot an. Die rechte Spalte stellt dar, wie vielen der Befragten das Angebot bekannt ist.

3. Code: Angebote Streetwork teilgenommen/nicht teilgenommen

Angebot Streetwork	Anzahl teilgenommen
Besuch von Sportveranstaltungen	4
Schifahren und Snowboarden	4
Schifahren und Snowboarden auf der Heibalm (SMS)	4
Thermenfahrt	4
EU – Jugendaustausch	3
Theaterbesuch	0
Konzertbesuch	2

Gokartrennen	2
Gokartfest	1
Schnapserturnier	2
Bodypainting – Workshop	0
Wohnzimmer	6
Beratung bei persönlichen Problemen	6
Beratung bei beruflichen Problemen	4
Aufklärung über Drogen an Schulen	0
Gemeinsame Aktivitäten „gegen Drogen“	1

Table 8.2: Angaben zum Angebot von Streetwork. Die linke Spalte gibt das jeweilige Angebot an. Die rechten Spalten stellen dar, wie viele der Befragten daran teilgenommen haben.

4. Code: Nützlichkeit Angebote Streetwork Skala

Angebot	1	2	3	4	5	6	7
Theaterbesuch	4	1	1				
Konzertbesuch	1	1	1		1	1	1
Wohnzimmer					1		5
Besuch von Sportveranstaltungen			2		1		3
Bodypainting Workshop	5		1				
Schnapserturnier	4				1	1	
Thermenfahrt				1	1	1	3
EU-Jugendaustausch	1						5
Snowboarden und Schifahren					1		5
Snowboarden und Schifahren auf der Heilmalm	1				1		4

Gokartrennen	3						3
Gokartfest	4			1			1
Beratung privat				1		1	4
Beratung beruflich	1					1	4
Aufklärung über Drogen an Schulen	1		1				4
Gemeinsame Aktivitäten „gegen Drogen“							6

Tabelle 8.3: Angaben bezüglich Nützlichkeit der Angebote von Streetwork. Bewertung: 1 – überhaupt nicht nützlich; 7 – sehr nützlich. In den Spalten ist die Anzahl der Personen angeführt, die die jeweilige Bewertung abgegeben haben.

5. Code: Angebote Streetwork angenommen/abgelehnt

Bei diesem Punkt war es mir wichtig meine Fragen an die Jugendlichen bezüglich der Angebote „abzusichern“, worauf hin ich die Streetworkerin befragt habe. Frau Riedl meint dazu, dass das Gespräch – zu welchem Thema auch immer – am liebsten in Anspruch genommen wird. Den größten Widerstand zeigen Jugendliche dabei, wenn sie etwas selbst organisieren müssen, z. B. ein Projekt planen, das länger als zwei Monate dauert. Hierbei muss sie große Motivationsarbeit leisten, damit die Jugendlichen „dran“ bleiben, da sie sehr gegenwartsbezogen sind und sich alles, was etwas später ist, nicht vorstellen können (vgl. Riedl, P. 20-27).

6. Code: Geschlechtsspezifische Unterschiede

Bei dieser Kategorie wurde wieder nur die Streetworkerin befragt, wobei mich Unterschiede in den Interessensgebieten bzw. in den Problemfeldern der Jugendlichen interessierten. Laut Streetworkerin äußern Burschen leichter einen Wunsch und sind eher sportorientiert. Bei den Mädchen liegt das Interesse hauptsächlich im Stylen und Shoppen (vgl. dazu Kapitel 5.4.1). Frau Riedl fasst ihre weibliche Klientel öfter zu Mädchengruppen zusammen, um gemeinsam etwas zu unternehmen (vgl. Riedl, P. 235-244).

In Bezug auf Problemfelder hat sich Folgendes herausgestellt: Mädchen (vgl. Kapitel 1.3.7.1) kontaktieren öfter Frau Riedl und besprechen öfter private Probleme (Partnerschaft, Sex, Familie, peer-group). Burschen brauchen länger, bis sie sich

öffnen und schneiden meist sehr viel Themen gleichzeitig an, wogegen Mädchen stundenlang über ein bestimmtes Thema reden können (vgl. Riedl, P. 246-248).

7. Code: Feedback

Positives wie auch negatives und sehr direktes Feedback bekommt Frau Riedl unmittelbar nach bestimmten Aktionen (vgl. Riedl, P. 51-53).

8. Code: Andere Jugendliche bei Streetwork

Bei dieser Kategorie ging es mir darum, herauszufinden, inwiefern Jugendliche Streetwork als Einrichtung empfinden, die nur für sie dazu sein hat oder, ob sie auch Interesse daran haben, neue Kontakte zu schließen. Außerdem stellte ich die Frage „ob sie Freunde zu Streetwork mitnehmen“ in der Absicht den Grad ihres Vertrauens in STV zu erfragen.

Zwei Jugendliche bejahten diese Frage mit der Begründung, dass jedem/jeder Jugendlichen das Angebot zur Verfügung stehen sollte. Zwei IP gaben an, dass es eine gute Möglichkeit sei, neue Leute kennen zu lernen. Eine IP gab an, dass es gut wäre wenn auch „normale“ Leute und nicht nur „Alkoholiker“ dabei wären.

Eine IP. zweifelt etwas an der Sinnhaftigkeit neue Jugendliche bei STV zu empfangen:

„Irgendwie ja, aber irgendwie nein...weil ich mir denke, wenn man die Leute nicht so kennt, dass das dann irgendwie schwerer ist für alle Beteiligten... wie es jetzt zum Beispiel ist, jeder weiß in etwa, wie die Interessen sind vom jeweils anderen. Bei einem ganz Fremden weiß man das irgendwie nicht und da ist es dann irgendwie schwer etwas zu finden, wo jeder dran Spaß hat" (IP. c, P. 54).

Andere Jugendliche nehmen an Freizeitaktionen teil, die von Streetwork veranstaltet werden (vgl. Riedl, P. 81). Laut Frau Riedl reagiert ihre Klientel darauf nicht besonders gut, da es lieber unter sich bleibt und Besitzansprüche an die StreetworkerInnen stellt (vgl. Riedl, P. 91).

9. Angebote STV finanzieller Beitrag

Mit dieser Frage wollte ich herausfinden, welche Angebote von Streetwork ihnen wirklich etwas bedeuten. Alle sechs InterviewpartnerInnen würden etwas zu diversen Freizeitaktivitäten beisteuern. Snowboarden und Schifahren werden von drei an erster Stelle genannt. Außerdem werden noch Schwimmen, das Wohnzimmer und Gokartfahren jeweils einmal aufgezählt.

K 3: IN FOLGENDEN BEREICHEN WÜRDEN SICH DER/DIE JUGENDLICHE MEHR UNTERSTÜTZUNG WÜNSCHEN:

10. Code: Mehr Einsatz Streetwork Bereiche

Hier ging es mir darum, herauszufinden, in welchen Bereichen die jugendliche Klientel mehr Unterstützung braucht.

Ich arbeitete hierbei wiederum mit einem Ranking von 1 bis 7. Folgendes stellte sich heraus: Wie man an Hand der Tabelle sehen kann, ist das Ergebnis weit gestreut.

Angebot	1	2	3	4	5	6	7
Probleme mit der Familie	4				1		1
Partnerschaft/Sexualität	4			1			1
Freunde	4		1	1			
Suchtprobleme	4						2
Probleme mit Schule	4					2	
Probleme Arbeitsplatz	4		1			1	
Hilfestellung Arbeitslosigkeit	4					1	1
Mehr Sportangebote	2	1		1	1	1	
Interessante Freizeitangebote	1	1	1	1		1	1

Tabelle 8.4: Angaben bezüglich einer Erhöhung des Einsatzes von Streetwork. Bewertung: 1 – nicht mehr einsetzen; 7 – viel mehr einsetzen. In den Spalten ist die Anzahl der Personen angeführt, welche die jeweilige Bewertung abgegeben haben.

11. Code: Bereiche Person alleine/Unterstützung

Bei diesem Code, der sich in drei Subcodes gliedert, wollte ich die Stärken und Schwächen der Einzelnen herausfinden.

Subcode: Unterstützung

Ich wollte wissen in welchen der folgenden Bereiche die Jugendlichen Unterstützung benötigen.

Bereich	Anzahl Personen
Eltern/Familie	3
Partnerschaft/Sexualität	2
Freundeskreis	2
Freizeit	1
Ausbildung/Arbeit	3
Arbeitslosigkeit	2
Schulden	1

Tabelle 8.5: Angaben zu den Bereichen, in denen die Befragten Unterstützung von den StreetworkerInnen benötigen. Die linke Spalte gibt den Bereich an und die rechte Spalte die Anzahl der Personen, die im jeweiligen Bereich Unterstützung brauchen.

Frau Riedl sagt an dieser Stelle, dass die Jugendlichen vor allem in alltäglichen Krisensituationen Unterstützung brauchen würden (Riedl, P. 143).

Subcode: Alleine

Bei diesem Subcode ging es darum, in welchen Bereichen die Jugendlichen alleine zurechtkommen.

Bereich	Anzahl Personen
Eltern/Familie	3
Partnerschaft/Sexualität	4
Freundeskreis	4
Freizeit	5
Ausbildung/Arbeit	3
Arbeitslosigkeit	4
Schulden	5

Tabelle 8.6: Angaben zu den Bereichen, in denen die Befragten keine Unterstützung von den StreetworkerInnen benötigen. Die linke Spalte gibt den Bereich an und die rechte Spalte die Anzahl der Personen, die im jeweiligen Bereich keine Unterstützung brauchen.

Interessant war, dass alle Jugendlichen die Frage, ob sie sich in ihrem Leben mit ihren Anliegen alleine gelassen fühlen, klar mit „nein“ beantworteten.

Subcode: Potenziale

Ich wollte von der Streetworkerin wissen, in welchen Bereichen sie die Potenziale der Jugendlichen sieht und inwieweit diese von Seiten STV förderbar sind.

Die Potenziale der Einzelnen sind sehr unterschiedlich. Da Frau Riedl ihre Klientel gut kennt, macht sie jede/jeden auf ihre/seine Stärken aufmerksam und auf jeden Schritt nach vorne. Sie versucht die Jugendlichen darin zu bestärken ihre Talente herzuzeigen, anstatt diese abzutun oder zu verstecken. Widerstände treten dann auf, wenn es zur realen Umsetzung von etwas Geplantem geht. Funktioniert etwas nicht wie gedacht oder nicht beim ersten Mal, sind sie frustriert und geben auf. Im

Allgemeinen trauen sie es sich nicht zu, etwas erfolgreich zu machen. Es ist wichtig sie nicht zu überfordern (vgl. Riedl, P. 160-165).

K 4: AM MEISTEN GEHOLFEN BEI IHREN/SEINEN PROBLEMEN HABEN DER/DEM JUGENDLICHEN:

12. Code: Dinge helfen Person, wenn es schlecht geht

Bei dieser Frage wollte ich auf die einzelnen Coping-Strategien der InterviewpartnerInnen kommen.

Subcode: Wendet sich an

Es hat sich herauskristallisiert, dass sich alle sechs Jugendlichen an STV bzw. an eine BeraterIn des BZ wenden, wenn es ihnen schlecht geht, sowohl in privaten wie auch in beruflichen Bereichen. Zusätzliche Unterstützung holen sie sich außerdem noch in der Beziehung oder im Freundeskreis.

Subcode: Mittel

Bei allen bis auf eine InterviewpartnerIn, die diese Frage nicht verstanden hatte, helfen Gespräche, in denen sie unter anderem Ratschläge erhalten, am meisten weiter. Eine Person gibt Eigeninitiative an.

K 5: WIE SIEHT DAS BERUFSLEBEN VON DER/DEM JUGENDLICHEN AUS?

13. Code: Ausbildung/Beruf Person STV und Region

Bei diesem Code ging es mir darum ein breites Bild von der Ausbildungssituation in Voitsberg, den Wünsche der Jugendlichen und den Unterstützungsmöglichkeiten im beruflichen Bereich zu bekommen.

Subcode: Aufklärung

Informationen über das Ausbildungs- bzw. Jobangebot haben drei Jugendliche über das AMS erhalten, vier geben an, durch Streetwork und das BZ aufgeklärt worden zu sein. Zwei geben an, zusätzlich von FreundInnen beraten worden zu sein. Kritik an das AMS kommt von einer Person:

„Vom AMS schon gar nicht, weil die tun gar nichts, da musst dir selber die Arbeit suchen, es ist so, du kannst dir selber deine Arbeitsstellen suchen, bei denen drüben, die fragen dich nicht wirklich " (IP. f, P 106).

Subcode: Traumberuf und Subcode Berufswahl

An dieser Stelle interessierte mich inwiefern die Berufswahl der Jugendlichen vom eigentlichen Berufswunsch abweicht.

Person	Berufswunsch	tats. Ausb./Beruf
d	Masseurin	RFQ AMS
c	Aktiver Tierschutz oder Computergrafikerin	Job Triade BFI
b	Computertechniker	Verkäufer Ö-Bau Vogel
f	Altenpflege	Mutterschutz
a	Computergrafiker	arbeitslos
e	Friseurin/Kosmetikern	Friseurlehrling

Zum Thema Berufswahl befragte ich Frau Riedl bezüglich der Vorstellungen der Berufsauswahl und ob ihre Klientel mitbestimmen könnte. Nach Frau Riedl stellt das größte Problem der jetzige Arbeitsmarkt dar und dass es oft wenig Chancen gibt, Jugendliche in ihren Lieblingsberufen unter zu bringen. Erwartungen an ihren Job haben sie folgende: Sehr viel Geld zu verdienen, Spaß bei der Arbeit zu haben und gut darin zu sein (vgl. Kapitel 1.3.6). Schwierigkeiten haben sie in der Anfangszeit, wenn sie noch nicht selbst mitbestimmen können, sie kommen sich schnell minderwertig und ausgenutzt vor (Riedl, P. 224-232).

Subcode: Unterstützung

Bei dieser Kategorie wollte ich erfahren, von wem Jugendliche Unterstützung bekommen und an wen sie sich wenden. Von den StreetworkerInnen wollte ich wissen wie sie mit dem Thema Arbeitslosigkeit/Ausbildung/Beruf umgehen.

Mehr Unterstützung hinsichtlich ihres Berufs/ihrer Ausbildung wünschen sich drei Jugendliche vom AMS, eine Person von der Mutter. Eine Person ist der Meinung, dass sich die Arbeitssituation insgesamt verbessern müsste:

„Von der Unterstützung her, von den Tipps und von der Hilfe her, passt's eigentlich. Was ich mir wünschen würde ist, dass die Firmen mehr Bereitschaft zeigen und einem eher entgegenkommen und

nicht gleich abblocken... wirklich zuhören auch, was man sagt und dass man eben einmal eine Chance kriegt, wenigstens einmal ein Praktikum machen kann, da blocken einen schon viele ab" (IP. c, P. 130).

Eine Person ist mit der jetzigen Situation zufrieden.

Die nächste Unterteilung bei diesem Subcode betrifft die Streetworkerin und die Arbeitsassistenz:

Bei Streetwork wird bei SchulabbrecherInnen versucht sie zu motivieren etwas zu finden, was ihnen Spaß macht und sich dafür einzusetzen. Es werden ihnen Möglichkeiten aufgezeigt, die sich bieten und die Angst genommen, dass sie auf der Straße landen könnten. Vermittlung in einen Job findet durch gemeinsame Internetrecherchen oder Mundpropaganda statt. Jugendliche mit einem Handicap werden an die Arbeitsassistenz weitergeleitet. Auf die Frage, ob ihre Klientel in ihrem Job bleibt, wenn sie einen Arbeitsplatz bekommen hat, antwortet Frau Riedl:

„Vor allem für langzeitarbeitslose Jugendliche darf der erste Job, den sie dann bekommen, das ist wirklich meine Erfahrung, sie nicht überfordern, die müssen sanft wieder ins Arbeitsleben integriert werden. Ist es ein Job, der wirklich ganz harte Strukturen hat, scheitern sie,... straff strukturiert von 6-14 Uhr, wo man früh aufstehen muss, wo man sich noch um Zugverbindungen kümmern muss, die unerreichbar ist, wenn solche äußeren Bedingungen nicht locker sind, dann scheitern sie sofort... Sie brauchen wirklich eine sanfte Integration wieder ins Arbeitsleben, kleine Betriebe mit persönlichen Kontakten, in denen sie eine Ansprache haben, sie sind sehr abhängig davon, dass man ihnen sagt „das hast du gut gemacht“, das geht in einer Firma y nicht, wo ich in einer Linie stehe und eine Nummer bin, da scheitern alle " (Riedl, P. 206).

Auf die Frage, was man von außen an dieser Situation verbessern könnte meint Frau Riedl, dass man die Rahmenbedingungen verändern müsse. Dass Leute, die in der gleichen Firma arbeiten sich des/der Jugendlichen annehmen sollten. Es sei wichtig gute Kontakte für die Jugendliche herzustellen, damit sie wieder motiviert seien zu bleiben (vgl. Riedl, P. 208).

K 6: WIE ZUFRIEDEN IST DER/DIE JUGENDLICHE IN DER REGION VOITSBERG?**14. Code: Nutzung Sportangebot Region Wünsche**

Subcode: Betreibt Sport

Die zwei Burschen betreiben Sport. Einer von ihnen gibt Fußball, Skaten und Snowboarden, der andere gibt Tennis an. Zwei Person mögen keinen Sport. Eine Person betreibt auf Grund ihrer Schwangerschaft keinen Sport. Früher hat sie beim HSG Bärnbach/Köflach Handball gespielt. Eine Person darf auf Grund ihres Mopedunfalls keinen Sport betreiben. In der Zeit vor ihrem Unfall ritt sie gerne und ging laufen.

Subcode: Offene Wünsche

Bei diesem Punkt wollte ich wissen, ob das Interesse an Sport in der Region abgedeckt werden kann. Zwei InterviewpartnerInnen geben an sehr zufrieden mit dem Sportangebot zu sein. Zwei Jugendliche haben, wie schon vorher erwähnt, kein Interesse an Sport. Eine Person wünscht sich zusätzlich Tennis und Minigolf.

15. Code: Nutzung Freizeitangebot Wünsche

Subcode: Angebot Region Nutzung

Dieser Code diente dazu welche Freizeitinteressen die Jugendlichen haben und herauszufinden welche Angebote sie zusätzlich benötigen.

Alle sechs geben an, dass sie gern „fortgehen“, dabei variiert die Lokalwahl vom gemütlichen Café über Szenelokale, „Winden“, Diskotheken in der Region Voitsberg bis hin zum „Q“ in Graz.

Subcode: Offene Wünsche Region

An dieser Stelle sollten die offenen Freizeitwünsche auf die Region Voitsberg bezogen gefiltert werden.

Eine Person wünscht sich mehr Lokale zum Fortgehen, eine andere wünscht sich eine Spielmöglichkeit für Kinder, wenn es regnet. Zwei Personen sind zufrieden mit dem Angebot der Region. Eine Person wünscht sich einen Platz zum Rollerskaten und eine mehr Freizeitveranstaltungen wie Open Air Feste, Konzerte und außerdem eine Möglichkeit zum Bungee-Jumpen.

Frau Riedl antwortet auf die Frage, welche Angebote ihrer Meinung nach für die Jugendlichen fehlen, Folgendes:

„Die Jugendlichen reden halt ständig von irgendwelchen Freizeit- und Sporteinrichtungen, die hätten halt gern, irgendwelche Fun-Parks... Irgendwie mehr Veranstaltungen, sagen sie immer wieder, für Jugendliche, also, wenn man irgendwie was erleben will, muss man fast nach Graz fahren.... Es gibt keine Konzerte, es gibt keine Straßenevents oder so etwas, die wirklich jetzt für Jugendliche sind. Natürlich gibt es irgendwelche, weiß ich nicht, Bockbieranstich oder so. Das ist natürlich das große Trara dann, aber, das ist jetzt nichts für Jugendliche ... Also das sagen sie schon, es ist ihnen meistens einfach zu fad. Es wird auch wirklich nicht viel geboten, ja" (Riedl, P. 44)

Zusätzlich würde sich Frau Riedl ein Jugendzentrum für jede Gemeinde wünschen, da der Bedarf mit dem JUKO in Köflach nicht abgedeckt ist (vgl. Riedl, P. 34).

16. Code: Allgemeine Fragen zu STV und Region

Mobil sind zwei Personen, eine mit dem Moped, eine andere verfügt über ein Auto. Vier benutzen die öffentlichen Verkehrsmittel.

Für PolitikerInnen aus der Region zeigt keine/r der Jugendlichen Interesse bzw. fühlt sich keine/r von ihnen verstanden.

Die Frage Zufriedenheit Region bezieht sich darauf, wie gerne die Jugendlichen in Voitsberg leben. Vier leben nicht gerne in Voitsberg, wobei eine Person gerne in Graz und eine gerne in Leibnitz leben würde. Zwei von ihnen haben keine konkrete Vorstellung, wo sie sonst wohnen sollten.

„Weit weg von Voitsberg auf jeden Fall“ (IP. f, P. 166).

Die Gründe, weswegen sie nicht gerne in Voitsberg lebt definiert Person c folgendermaßen:

„Die Leute sind schon einmal so intolerant. Es ist ein einziger Zustand, ehrlich gesagt, denn wirklich, die Stadt Voitsberg an sich, alleine schon wie sie ausschaut, es ist ein einziges Durchzugsdorf, da haben sie das mit Köflach noch besser geregelt, weil da merkt man wenigstens, wenn man nach Köflach fährt, da sieht man, da ist der Fluss und da ist der Hauptplatz... wenn du da durch Voitsberg fährst, als Fremder, als Tourist. oder so, denkst dir, wo haben die ihren Hauptplatz, es ist ein einziges Durchzugsdorf. Aber so, so rundherum, so, dass es viel Wald gibt und so, das find ich dann wieder schön, was es z. B. in einer Großstadt nicht gibt, aber so, wie die Stadt Voitsberg an sich ausschaut und aufgebaut ist, gefällt es mir überhaupt nicht. Dann es gibt auch nicht wirklich viel

Einkaufsmöglichkeiten für die Leute, die eben nicht mobil sind, die eben kein Auto haben. Wenn du dann irgendwo hin gehst ein Gewand kaufen, es ist nachher so, jeder rennt mit dem gleichen Gewand herum, es ist sauteuer, was bleibt uns dann noch übrig, wir müssen mit dem Zug nach Graz rein fahren, wenn du nicht gerade mit dem gleichen Gewand wie jeder herumlaufen willst, und wenn du nicht so viel investieren willst oder nicht kannst und es sind wieder 10 Euro, die man dann verfährt für den Zug. Also von dem her, bin ich heilfroh, wenn ich dann wirklich einmal wegziehen kann" (IP. c, P. 187).

K 7: WIE SOLLTE MAN MIT DER DROGENPROBLEMATIK IN DER REGION VOITSBERG UMGEHEN?

17. Code: Drogenproblematik Region Umgang damit

Die Frage zur Drogenproblematik war eine logische Konsequenz aus der Vielzahl von Projekten, die auf Suchtprävention abzielen (vgl. dazu Kapitel 6. und 9.1.2).

Alle Jugendlichen schätzen die Drogensituation in Voitsberg als „sehr ernst zu nehmend" ein und empfinden „Aktionen gegen Drogen“ als sehr sinnvoll.

„Wenn ich fort gehe trink ich selber Alkohol. Damals da hab ich's auch einigermaßen, also einige Male übertrieben, aber ich find es ist wirklich ein großes Problem da im Bezirk, es ist so, dass was angeboten wird im Bezirk, das spricht, kommt mir so vor, spricht die meisten nicht an, uns junge Hupfer sag ich jetzt einmal, es spricht die meisten nicht an, ja, was bleibt dann, am Wochenende sich die Kanten geben und sich blöd aufführen, auf gut Deutsch, ich hab auch schon oft miterlebt, dass 12-, 13-jährige sich so dermaßen die Kanten geben, dass sie nicht einmal mehr gehen können, und selber geschweige denn stehen, noch sitzen. Also mit 12/13 muss es wirklich nicht sein, es reicht, wenn man mit 16 ein Bier trinkt, was ja vom Gesetz her dann erlaubt ist, aber das muss auch nicht sein, meiner Meinung nach" (IP. c, P.199).

Auch, dass die Anzahl der Dealer zunehme, wurde öfter genannt.

Frau Riedl schätzt die Suchtproblematik folgendermaßen ein: Von ihrer Klientel hätten alle Erfahrungen mit Alkohol gemacht, als gefährdet sieht sie sehr viele und als süchtig gibt sie ca. die Hälfte ihrer Klientel an (vgl. Riedl, P. 169-179). Wobei sie "süchtig" folgendermaßen definiert:

„Für mich ist es süchtig, wenn einer in ein Lokal geht und nie was anderes bestellt, als Alkohol, wo das einfach nicht vorkommt, dass man einmal ein Cola trinkt. Weil man so, weiß ich nicht. Einfach ohne nachzudenken, ein Bier bestellt, alles andere oder wo Jugendliche schon sagen, „endlich ist Freitag und endlich kann ich mich weg saufen“ und die ganze Woche darauf hinwarten“ (Riedl, P.181).

Wie man mit dieser Drogenproblematik umgehen sollte stellt der nächste Subcode

dar. Die Antworten dazu fielen sehr unterschiedlich aus:

„Alle Alkoholiker, alle Junkies einsperren" (IP. a, P. 172).

„Legalisieren, ich glaub halt, dass es dann weniger nehmen täten" (IP. b, P. 181).

„Aufklärarbeit – wirklich die Leute drauf aufmerksam machen, dass es wirklich leicht ist Alkoholiker zu werden, dass man wirklich nicht so schnell schauen kann, dass man Alkoholiker ist und, ich mein blöd ausgedrückt, dass man einfach davon nur eine blöde Birn kriegt (IP. c, 201). Ja, wie vorher schon gesagt, so ein wirklich großes Fest einmal, das wäre echt super, das weiß ich von mir, mir würde es taugen, meinem Freund würde es taugen, unserem Freundeskreis würde es auch gefallen und so, ja überhaupt mehr so, wie soll ich jetzt sagen, überhaupt mehr Veranstaltungen, musikalische, würde ich sagen“ (IP. c, P. 205).

„Man sollte eher die Regeln, also z. B. Alkoholverbot auf offener Straße, das hat keinen Sinn, das ist nicht realistisch" (IP. d, P. 160).

„Polizei sollte mehr schauen und so. In den Lokalen mehr kontrollieren und die Drogendealer mitnehmen" (IP. e, P. 153).

„Das ist schwer zu sagen, du kriegst wirklich alles leicht. Drogen kriegst du bei uns auch leicht, weil du gehst hin zum Lokal y, dort kriegst gleich mal Gras oder Kokain oder so, Koks kriegen ist nicht so schwer bei uns und Alkohol schenken sie so und so überall aus. Es fragt keiner mehr nach. Früher, wie ich sechzehn war, haben sie dich schon noch gefragt, sonst hast nichts gekriegt. Beim Lokal y ist das nicht so, da hab ich jeden Alkohol gekriegt. Also alle Art der Drogen, da fragt sowieso keiner. Ja mehr kontrollieren" (IP. f, P. 178).

Auf die Frage wie von Seiten Streetwork damit umgegangen werde meinte Frau Riedl Folgendes: In den Lokalen werden Jugendliche direkt von ihnen darauf angesprochen, es werden Alternativen angeboten. Als „suchtfreier Raum" wurde das

„Wohnzimmer“ geschaffen; auch auf allen Veranstaltungen, Ausflügen darf kein Alkohol getrunken werden (vgl. Riedl, P. 185).

8.3 Beantwortung der Forschungsfragen

Für folgende Ergebnisse wurden außer den ausgewerteten Kategorien noch Gesprächsprotokolle und Hintergrundinformationen über die Jugendlichen und die StreetworkerInnen herangezogen.

Welche Angebote von Streetwork empfinden die Jugendlichen selbst als hilfreich?

Es hat sich herausgestellt, dass unabhängig von Geschlecht, Alter und Sozialisationshintergrund das Gespräch als eines der sinnvollsten Angebote angesehen wird (vgl. Kapitel 8.2.1, Code 3-5).

Ein wichtiger Faktor dabei ist, dass sich jemand für sie Zeit und ihre Probleme ernst nimmt. Das Gespräch wird vor allem auch im Sinne der Informationserhebung gebraucht, da die Jugendlichen genau wissen, dass die StreetworkerInnen über ein breites Repertoire an Vernetzungswissen verfügen (vgl. Kapitel 8.2.1, Code 12). Entgegen meiner Annahme hat sich eine vertrauliche Gesprächsbasis mit der Streetworkerin bei all meinen Interviewpersonen ziemlich rasch eingestellt. Auffallend ist weiters, dass alle Interviewten die Streetworkerin sehr hoch schätzen und auch in Zukunft mit ihr Beratungsgespräche führen wollen (vgl. Kapitel 8.2.1, Code 1). Die Themen variieren dabei und sind sehr individuell (vgl. dazu auch 3.2.1). Ebenso beliebt sind das „Wohnzimmer“ zusammen mit Sportangeboten wie Schi- und Snowboardfahren (vgl. Kapitel 8.2.1, Code 3-5). Ferner wird der EU-Jugendaustausch als interessantes Angebot gesehen. An Hand der Tabelle 8.4 (vgl. Kapitel 8.2.1, Code 10) wird ersichtlich, dass sich die befragten Jugendlichen mehr Einsatz von Seiten Streetwork in den Bereichen „attraktive Freizeit- bzw. Sportangebote“ wünschen. Diese Aussagen decken sich auch mit der Meinung von Frau Riedl (vgl. Interview mit Frau Riedl, 24.6.2004, P. 44). In den übrigen Bereichen empfinden vier von sechs Jugendlichen den Einsatz der StreetworkerInnen als ausreichend. Verwundert hat mich, dass auch die Burschen ein sinnliches Angebot, wie die Thermenfahrt sehr gerne annehmen und auch bereit wären etwas finanziell beizusteuern. Mein Eindruck war, dass eine große Vertrauensbasis vorhanden ist

und der Druck dem eigenen Image zu entsprechen in den Hintergrund tritt und dadurch in diesem Rahmen auch ein solches Angebot gern angenommen wird. Ambivalent fällt die Antwort auf die Frage aus, ob sie gerne andere Jugendliche bei Veranstaltungen von Streetwork dabei hätten. Fünf von sechs Jugendlichen bejahten diese Frage, wobei hingegen Frau Riedl diese Frage verneint (vgl. Kapitel 8.2.1, Code 8) auch in Bezug auf meine InterviewpartnerInnen. Ich denke, dass diese Diskrepanz vor allem auf die unterschiedliche Wahrnehmung von Jugendlichen und Erwachsenen zurückzuführen ist. Ich denke auch, dass die Stammklientel etwas länger braucht, um sich zu öffnen und erst ihr „Territorium“ abstecken möchte.

In welchen Bereichen werden sie von Streetwork unterstützt?

In welchen Bereichen brauchen sie Unterstützung?

Bereiche, in denen Jugendliche Unterstützung von Seiten Streetwork benötigen fallen sehr individuell aus und sind großteils alltagsorientiert. Unterstützung, wenn sie Probleme haben, holen sie sich bei Streetwork bzw. im BZ und bei Freunden, wobei ihnen das Gespräch am meisten nützt (vgl. Kapitel 8.2.1, Code 10 bis 11). Betrachtet man die Tabellen 8.5 und 8.6 (vgl. Kapitel 8.2.1, Code 11) fällt das Ergebnis sehr ambivalent zu den sonstigen Aussagen der Jugendlichen aus. Auffallend ist, dass in den Bereichen „Freizeit“, „Partnerschaft/Sexualität“, „Eltern/Familie“, „Freundeskreis“, „Ausbildung/Arbeit“ und „Arbeitslosigkeit“ ihre Angaben meines Erachtens nicht stimmen. Damit ist gemeint, dass diese Aussagen ihren eigenen aus den Interviews zuvor widersprechen. In diesen Bereichen benötigen die meisten meiner InterviewpartnerInnen Unterstützung. Ich denke der Grund dafür ist, dass ihnen einerseits das Bewusstsein bezüglich ihrer eigenen Bedürftigkeit bzw. Problematik in diesen Bereichen fehlt. Andererseits hat es wahrscheinlich auch mit der Interviewsituation zu tun, in welcher der Themenkomplex „Fragen zu Streetwork“ sehr ausführlich behandelt wurde und den Jugendlichen mit der Zeit vielleicht lästig fiel. Eine weitere Vermutung ist, dass es für die befragten KlientInnen selbstverständlich oder „normal“ ist, ein Angebot von STV anzunehmen, sodass sie es nicht mehr als notwendige Unterstützung empfinden. Die Unterstützung von Seiten Streetwork fällt sehr individuell aus, die Klientel erfährt dort Hilfe, wo sie es gerade benötigen. Angefangen von familiären Problemen über Suchtproblematik bis hin zur Arbeitssuche. Die größte Unterstützungsarbeit spielt sich im Bereich der Motivation ab. Viele Jugendliche sind schnell frustriert und benötigen sehr viel

Aufmerksamkeit um wieder „auf die Beine“ zu kommen. An dieser Stelle wird von Frau Riedl die Wichtigkeit der Kontinuität des Kontakts mit den Jugendlichen erwähnt, um eine Vertrauensbasis aufbauen zu können. Um auf langfristiger Ebene gute Unterstützungsarbeit zu leisten benötigt es mindestens zwei Jahre Zeit (vgl. Kapitel 8.2.1, Code 1 und 5). Den InterviewpartnerInnen ist bewusst, dass die StreetworkerInnen über ein breites Repertoire an Informationen über verschiedenste Gebiete verfügen und nutzen dieses gerne (vgl. Kapitel 4.2.2). Alle sechs Jugendliche beantworteten die Frage „Fühlst du dich in deinem Leben mit deinen Anliegen alleine gelassen“ mit einem klaren „nein“. Diese Antwort überraschte mich, da alle die Frage verstanden hatten. Meine Interpretation dazu ist folgende: Sie haben tatsächlich AnsprechpartnerInnen für alle ihre Belange bei verschiedenen Personen (STV, BZ, MOB, Freunde, Familie) oder die Frage war ihnen zu persönlich (vgl. Kapitel 8.2.1, Code 11). Bei allen sechs InterviewpartnerInnen ist eine Steigerung der sozialen Kompetenz und des Selbstwertgefühls zu beobachten.

Wo liegen die Potenziale, die Ressourcen der einzelnen Jugendlichen?

Die Stärken der Einzelnen sind natürlich wieder sehr individuell und lassen sich nicht verallgemeinern. Einige sind im kreativen Bereich sehr begabt, andere weisen ein hohes handwerkliches Potenzial auf.

Herr Göschl meint dazu folgendes:

„Jedes Mal, wenn der Jugendliche sich für das Gespräch mit dem Streetworker entschieden hat, dann hat er irgendwie in eine andere Richtung gedacht, er hat nicht seine typischen Verhaltensweisen angewandt, von denen ist der abgegangen, er hat sich nicht besoffen, er hat sich nicht zugehörnt bis oben hin und gemeint „na ja, in ein paar Stunden wird's schon besser sein“, sondern er hat das konstruktive Gespräch, mit dem professionellen Berater gesucht“ (Göschl, P. 30, 13.8.2004).

Als Potenziale der Jugendlichen zählen meines Erachtens nach ein gewisses Grundinteresse mit jemandem (ExpertInnen, peers) in Kontakt zu treten und sich nicht vollkommen zu isolieren. Ein weiteres Potenzial ist laut Streetworkerin eine gewisse „Ungenietherheit“ über Dinge zu reden und in gewissen Bereichen Hilfe annehmen zu können (vgl. Kapitel 8.2.1, Code 1 und 11).

Wo liegt die Problematik bei den Jugendlichen?

„Wenn sie ein Problem haben, müssen sie ja sowieso kommen, es ist nur für sie leichter zu kommen, und ich sag einmal, wäre ich nicht der Streetworker vor Ort, würden sie nirgends hin gehen, oder

versuchen es selbst zu lösen. Gut wenn sie es hinkriegen, oder sie machen es so wie bisher, reden mit Freunden oder, die meisten, die häufigste Strategie ist, sie können nicht damit umgehen, sie besaufen sich, nehmen Drogen, oder tun sich sonst irgendwie weh, Hauptsache, sie denken nicht an das Problem.“ (Göschl, P. 30, 13.8.2004).

Mit dieser bereits angeführten Textpassage möchte ich noch einmal auf eine übliche Bewältigungsstrategie der Jugendlichen (vgl. Kapitel 1.4.) hinweisen.

Frau Riedl äußert sich zu dieser Frage folgender Maßen (vgl. dazu Kapitel 10.2):

„Vor allem diese Hauptprobleme, die sie haben, dass sie sich nicht selbst beschäftigen können, dass ihre einzige Beschäftigung, die ihnen einfällt, ist, irgendwo umeinander zu hängen und meistens zu viel zu trinken. Das irgendwie hat sich nicht wirklich verändert, das ist nach wie vor gleich, ja. Wenn man mit ihnen einmal zwei Tage Schifahren geht, dann taugt ihnen das schon, aber es würde sie nicht veranlassen, dass sie jetzt da selber, sich auf die Füße stellen und einmal sagen, okay, den Samstag häng ich nicht den ganzen Tag daheim oder im Lokal herum, sondern mach irgendwas Sinnvolles mit meiner Freizeit. Sie brauchen noch immer den Tritt in den Hintern und wenn man sie nicht tritt, verändert sich nichts.“ (Riedl, P.96, 24.6.2004).

Hierbei gestaltet sich die Problematik wieder sehr individuell und alltagsorientiert. Ich verweise an dieser Stelle auf die Abbildung 5.1 im Kapitel 5.4. Bei allen sechs Personen ist mir aufgefallen, dass sie sich Gedanken um ihre Zukunft machen und ihnen diese nicht egal ist. Diejenigen unter ihnen, die arbeitslos sind blicken aus verständlichen Gründen – betrachtet man die große Arbeitslosigkeit in der Region Voitsberg – mit einer Mischung aus Hoffnung und großem Misstrauen in ihre berufliche Zukunft (vgl. dazu auch Kapitel 9.1.1).

Als Hauptproblematik kristallisierte sich eine gewisse Antriebslosigkeit und ein Desinteresse an Eigeninitiative heraus; die Jugendlichen wollen hauptsächlich unterhalten werden. Wobei es an dieser Stelle sicherlich hilfreich ist zu hinterfragen inwiefern diese Verhaltensweisen Kennzeichen einer Depression sind oder nicht.

Wie zufrieden sind sie in der Region Voitsberg?**Was wünschen sie sich zusätzlich in der Region?**

Grob lässt sich sagen, dass sich die Jugendlichen mehr interessante Freizeitangebote, die in Richtung Fun-Parks gehen, wünschen (vgl. Kapitel 8.2.1, Code 15).

Vier Jugendliche leben nicht gerne in der Region, dies lässt sich darauf zurückführen, dass es ihnen in Voitsberg nicht gefällt, sie mit der Infrastruktur unzufrieden sind und sich mehr von ihrem Aufenthaltsort erwarten. Die zwei Jugendlichen, die gerne in Voitsberg leben, geben ihren Freundeskreis als Grund an (vgl. Kapitel 8.2.1, Code 16). Wobei hier zu erwähnen ist, dass diese Jugendlichen einen fixen Arbeitsplatz im Bezirk haben.

Vier Jugendliche sind arbeitslos, wobei zwei einen Kurs beim AMS machen und sich eine in Mutterschutz befindet. Zwei arbeiten in Berufen, die ihnen Freude bereiten. Nur eine Person arbeitet auch in ihrem „Traumberuf“. Beim Sportinteresse ist auffallend, dass die zwei Burschen Sport betreiben und die Mädchen aus diversen Gründen zurzeit nicht. Frau Riedl hat darauf hingewiesen, dass vor allem langzeitarbeitslose Jugendliche in Firmen stärker persönlich betreut werden müssten, um sich wieder gut in das Arbeitsleben integrieren zu können (vgl. Kapitel 8.2.1, Code 13).

Wie schätzt die Streetworkerin ihre eigene Arbeit ein?**In welchen Bereichen sieht sie die Grenzen ihrer Arbeit?**

Frau Riedl gibt ihrem Beruf einen sehr hohen Stellenwert, weil sie an der Basis mit Jugendlichen arbeitet. Lange Zeit verspürte Frau Riedl einen Rechtfertigungsdruck bezüglich ihrer Berufswahl bei Familie und Freunden. Sie stieß auf Unverständnis weshalb sie mit solchen „desinteressierten, sozialschmarotzenden“ Jugendlichen arbeiten möchte. Von ihrer Seite her gab es Probleme, das Arbeitsfeld genau zu definieren, da sich die Arbeit sehr individuell und persönlich gestalten und sich schwer in Zahlen und Daten fassen ließe. Die Grenzen ihrer Arbeit sieht die Streetworkerin in folgenden Punkten:

Bei sich selbst: Die Diskrepanz zwischen Nähe und Distanz stellt sich oft als schwierig heraus.

Bei den Jugendlichen: Wenn nach langer Zeit die Jugendlichen noch immer nicht auf ihre Bemühungen reagieren, dies ist vor allem bei Langzeitarbeitslosen der Fall. Im Bereich der Suchtproblematik fühlt sie sich ebenfalls relativ hilflos, da sich ihrer Meinung nach in diesem Bereich, wenig zum Positiven veränderte.

Bei den Vereinen: Da die Klientel von STV sehr unzuverlässig ist, gibt es öfter Probleme mit den Vereinen Jugendliche dorthin zu vermitteln.

Bei den Behörden: Dass sie nicht die benötigte finanzielle Unterstützung bekommt (vgl. Interview mit Karin Riedl, P. 136-150, 24.6.2004).

Ihre Arbeit erleichtern würde ein größerer finanzieller Rahmen, um mehr Projekte gemeinsam mit den Jugendlichen initiieren zu können und mehr ErlebnispädagogInnen anstellen zu können. Weiters würde sie eine engere Zusammenarbeit mit dem JUKO und diversen Sportvereinen wünschen (vgl. interview mit Karin Riedl, P. 254)

Herr Göschl ist seit längerem nicht mehr als Streetworker tätig. Zur damaligen Zeit hätte er sich mehr Unterstützung auf bürokratischer Ebene gewünscht, da er diese Zeit sinnvoller mit Jugendlichen gestalten hätte können (Interview mit Christian Göschl, P. 17, 13.8.2004) (vgl. dazu Kapitel 4.2.3).

9. Interpretation und Zusammenfassung der wichtigsten Ergebnisse

Nach dieser Vielfalt an Aussagen meiner InterviewpartnerInnen, die sehr mühevoll zu erarbeiten war (vgl. Kapitel 8.2.1), hat es mich doch erstaunt, dass sich nur drei größere Gebiete herauskristallisiert haben. Im Rahmen meiner Interpretation und Zusammenfassung möchte ich auf die wichtigsten Ergebnisse in den Bereichen Jugendarbeitslosigkeit, Drogenproblematik/Präventionsdebatte und den vorhandenen bzw. fehlenden Sozialräumen für Jugendliche eingehen. Im theoretischen Teil wird auf die Jugendarbeitslosigkeit nicht eingegangen, da sich diese erst als Ergebnis meiner empirischen Forschung herausstellte.

Um die Situation der Jugendlichen im Bezirk Voitsberg näher beleuchten zu können, ist es notwendig auf gewisse regionale Gegebenheiten hinzuweisen.

9.1 Der Bezirk Voitsberg

9.1.1 Jugendarbeitslosigkeit

Nach eingehenden Gesprächen mit Herrn Göschl und Frau Riedl lässt sich die Arbeitssituation der Jugendlichen aus der Region Voitsberg zusammengefasst folgendermaßen darstellen:

Seit 1988 die letzte Grube des Kohleabbaus geschlossen wurde, ist die Arbeitslosenrate enorm angestiegen. „Die Arbeitslosigkeit reicht bis in die 3. Generation zurück“ (Interview mit Christian Göschl, P. 40, 13.8.2004).

Zusätzlich gibt es in der Region kaum Lehrstellen bzw. Betriebe, die junge Leute aufnehmen. Die Jugendarbeitslosigkeit stieg im Jahr 2005 ebenso, wie schon im Jahr 2004. Mit einem durchschnittlichen Vorgemerktenstand von 280 Personen unter 25 Jahren wurde ein Plus von 10,9% verzeichnet. Im Jahr 2005 war der Lehrstellen- bzw. Lehrlingsmarkt sehr angespannt und zeigte wenig positive Tendenzen. Monatlich waren durchschnittlich 17 Mädchen und 16 Burschen lehrstellensuchend, dem gegenüber standen durchschnittlich 7 offene Lehrstellen (vgl. AMS Voitsberg, S. 4, 2005). Das größte Problem stellt sich für STV mit Langzeitarbeitslosen dar, da es

schwierig ist sie in einem Beruf unterzubringen und dass sie den Anforderungen eines Berufslebens standhalten. Ein weiteres Problem ergibt sich daraus, dass nicht genügend Arbeitsplätze vorhanden sind, die den Jugendlichen zusagen. Die Folgen der Arbeitslosigkeit manifestieren sich in einem Teufelskreis aus Depressionen, Gefühlen der Sinnlosig- und Wertlosigkeit und Drogenmissbrauch (vgl. Interview mit Frau Riedl, P. 194, 24.6.2004).

Wie schon in der soziologischen Studie „Die Arbeitslosen von Marienthal“ (Lazarsfeld u.a., 1975) dargestellt, in der die Auswirkungen der Schließung einer Textilfabrik 1930 untersucht wurden, sind die Folgen langanhaltender Arbeitslosigkeit vor allem Apathie und soziale Isolation.

Zahlreiche AutorInnen führen die Auswirkungen von Jugendarbeitslosigkeit an: Laut Kieselbach bleiben Jugendliche länger vom Elternhaus abhängig, weisen häufiger Störungen der Identitätsentwicklung und eine soziale Desintegration auf. Nach Jahoda bleiben erwerbslose Jugendliche in ihrer psychosozialen Entwicklung stehen (vgl. Neumann, S. 53, 1999).

Förderungen

Das AMS Voitsberg bietet vor allem für Jugendliche folgende Förderungsmaßnahmen regionsspezifisch an: Oberste Priorität besteht darin, die Arbeitslosigkeit kurz zu halten bzw. Langzeitarbeitslosigkeit zu verhindern.

JASG-Lehrgang (Jugendausbildungssicherungsgesetz)

Dieser Lehrgang dient dazu jenen Jugendlichen eine Ausbildungschance zu geben, die den Umstieg von der Schule in eine berufliche Lehre nicht schaffen. Ein weiteres Ziel dieser Ausbildungsform ist die Überleitung in ein Lehrverhältnis in einem Lehrbetrieb. Diese Form bietet neben der praktischen Ausbildung auch die Möglichkeit die Berufsschule zu besuchen und ist daher voll auf ein anschließendes Lehrverhältnis anrechenbar. Besteht keine Ausbildungsmöglichkeit auf dem freien Arbeitsmarkt, wird den Jugendlichen der Lehrabschluss innerhalb des Lehrganges ermöglicht. 2005 wurde ein weiterer Ausbildungslehrgang gestartet (JASG 8). Im Jahr 2005 nutzten 72 Jugendliche dieses Angebot, davon erhielten 46 Jugendliche aus dieser Maßnahme heraus eine Lehrstelle (vgl. AMS Voitsberg 2005, S. 10).

Bewerbungscoaching

Dieses Coaching zielt auf jene Arbeitslosen ab, die nach selbst initiierten Stellensuchen nicht erfolgreich waren bzw. auch nicht durch das AMS weitervermittelt werden konnten. Das Programm umfasst insbesondere die Stellensuche und ein fundiertes Bewerbungstraining (vgl. ebd., S.11).

Qualifizierungsmaßnahmen

Nicht nur ein Mangel an offenen Stellen, sondern auch ein Mangel an Qualifikation verhindert oft die Integration in den Arbeitsmarkt. Das AMS unterstützt Arbeitslose bei der Behebung bestehender Mängel und bietet arbeitsmarktorientierte Schulungen an.

Speziell für Frauen werden Qualifikationen im technisch-handwerklichen Bereich angeboten um den Frauenanteil in „frauenuntypischen“ Berufssparten zu steigern.

Im Jahr 2006 wurde das Budget aufgestockt und bietet vor allem Jugendlichen ein breites Repertoire an Qualifizierungsmaßnahmen an (vgl. ebd., S. 11).

Bei den folgenden Angeboten besteht das Ziel darin, Personen, welche länger als 12 Monate beim AMS als arbeitssuchend vorgemerkt sind, wieder einzugliedern. Dabei wurden bestehende Beschäftigungsprojekte und der Einsatz von Eingliederungsbeihilfen forciert.

Fa. BEST (gemeinnützige Beschäftigungsgesellschaft)

Diese Betriebsform bietet Beschäftigungsmöglichkeiten für benachteiligte Personen auf dem Arbeitsmarkt und schließt gleichzeitig Marktnischen. Es wird eine Wiedereingliederung in den ersten Arbeitsmarkt angestrebt. Es handelt sich dabei um befristete, vom AMS geförderte Beschäftigungsverhältnisse mit begleitender sozialpädagogischer Betreuung für die ArbeitnehmerInnen. Dadurch sollen Defizite erkannt und während des Beschäftigungsverhältnisses behoben werden. Außerdem bietet die Firma Jugendlichen mit Handicap die Möglichkeit einer Beschäftigung im Projekt E-Schrott-Taxi (vgl. ebd., S. 12).

E- Schrott-Taxi

Jugendlichen zwischen 16 und 24 Jahren, die eine physische oder psychische Einschränkung aufweisen, bietet das Projekt E-Schrott-Taxi die Möglichkeit, in einer Elektrogerätezerlegungsfirma ein Jahr lang zu arbeiten. Ausrangierte Elektrogeräte

von Gemeinden oder Privathaushalten werden abgeholt, zerlegt, entsorgt oder repariert und wieder verkauft. Dadurch erhalten die Jugendlichen Kenntnisse über Mechanik, Elektronik, Computertechnik und Lagerwesen. Das Verdienst beträgt ca. 748 Euro brutto und die Jugendlichen sind pensionsversichert. FacharbeiterInnen und die Möglichkeit an Einzel- und Gruppentrainings zum Abbau von Arbeits- und Motivationsstörungen werden zur Verfügung gestellt. Eine Sozialpädagogin unterstützt die TeilnehmerInnen bei der Arbeitsplatzsuche. Viele von ihnen fanden Jobs in verschiedensten Wirtschaftsbranchen (vgl. ebd., S. 12).

Styrian – Art Köflach

Dieses Beschäftigungsprojekt bietet Langzeitarbeitslosen befristete und geförderte Dienstverhältnisse an. Der Unterschied zur Fa. BEST besteht im Wesentlichen in der Aufgabenstellung (vgl. ebd., S.12).

Eingliederungsbeihilfen

Diese Form der Arbeitsmarktförderung wurde nur Betrieben gewährt, welche bereit waren Langzeitarbeitslosen eine Beschäftigung zu bieten.

Für das Jahr 2006 werden für jede Firma des Bezirks Voitsberg, die eine/n Jugendliche/n aufnimmt 3 Monate lang 30% der Lohnkosten und Lohnnebenkosten ersetzt.

Um die Ausbildung von Frauen in Berufen mit geringem Frauenanteil über das duale System zu erhöhen wurde die Lehrstellenförderung an Betrieben angeboten.

Trotz vieler Unterstützungsmaßnahmen hat es im Bezirk Voitsberg einen Rückgang (Quelle: Lehrlingsstatistik der Wirtschaftskammer Steiermark) bei der Begründung von Lehrverhältnissen im 1. Lehrjahr gegeben. Wurden im Jahr 2004 noch 164 Lehrverträge für das 1. Lehrjahr protokolliert, so waren es im Jahr 2005 nur noch 143. Insgesamt haben sich aber die dualen Ausbildungen im Bezirk von 489 im Jahr 2004 auf 535 im Jahr 2005 erhöht (vgl. ebd., S. 7).

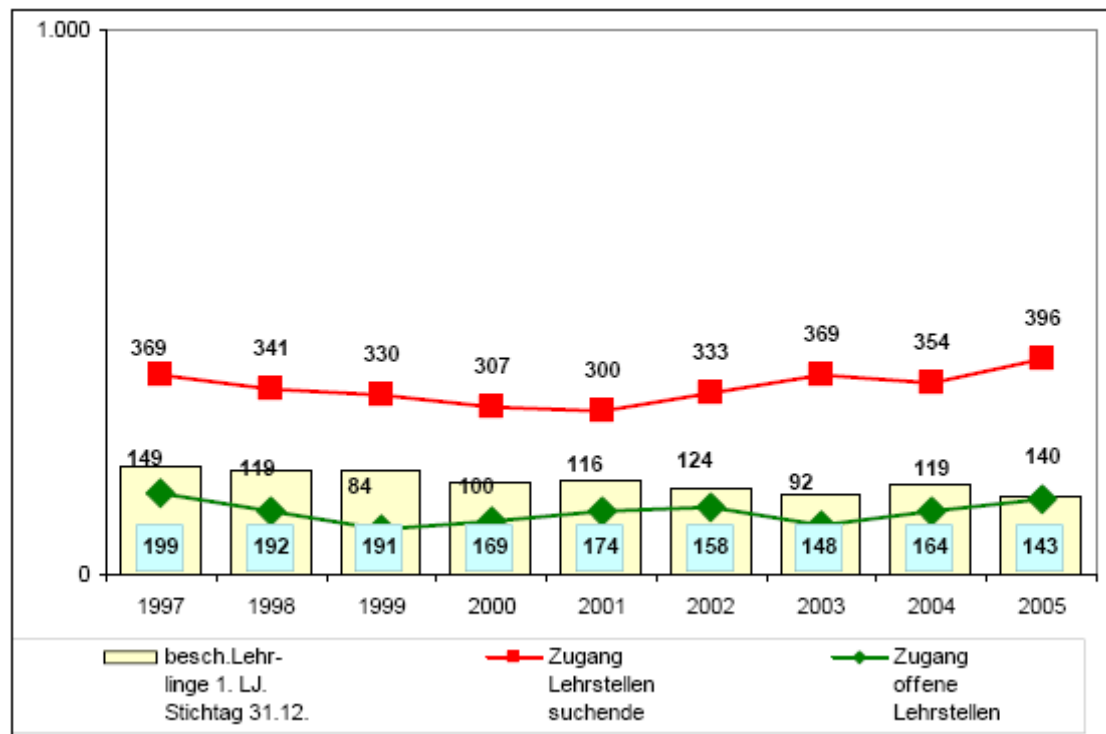


Abbildung 9.1: Lehrstellenentwicklung im Bezirk Voitsberg zwischen 1997 und 2005. Die gelben Balken geben die Anzahl der beschäftigten Lehrlinge zum Stichtag 31.12. an, die grüne Linie (Rauten) den Zugang an offenen Lehrstellen und die rote Linie (Quadrate) den Zugang an Lehrstellensuchenden (Quelle: AMS Voitsberg 2005, S. 8).

Angebote für beeinträchtigte Jugendliche

Im Rahmen der Arbeitsassistenz, die beeinträchtigte Jugendliche (körperlich bzw. geistig Behinderte, emotional und sozial Gehandicapte) betreut gibt es viele Möglichkeiten diese Jugendliche zu unterstützen. Seit die Bundesregierung im Jahr 2001 rund 72.673.000,-€ (1 Milliarde Schilling) für den Behindertenbereich zur Verfügung stellte (die mittlerweile verbraucht ist), wurde eine Vielzahl an Projekten geschaffen, die auf diese Zielgruppe ausgerichtet sind. Die Arbeitsassistenz bringt viele ihrer Jugendlichen im JASG-Lehrgang unter, im BEST und im E-Schrott-Taxi. Neben der Arbeitsassistenz gibt es noch:

Startklar

Startklar ist ein Integrationskonzept, das schon in der Schule ansetzt und versucht Kinder aufzufangen, die bereits einen Sonderbetreuungsförderungsstatus haben. Auf Grund der Stärken und Schwächen dieser Zielgruppe wird ein Integrationsplan

entwickelt um nach der Schule einen geeigneten Lehrplatz zu finden. Mit Hilfe des BAS (Berufsausbildungsassistenz) oder der Arbeitsassistenz wird ein adäquater Lehrplan oder Arbeitsplatz ausgesucht (vgl. Interview mit Christian Göschl, P. 59 und 67, 13.8.2004).

BAS (Berufsausführungsassistenz)

Zwei Modelle werden von dieser Seite angeboten:

- Verlängerung der Lehrzeit: Die Ausbildung in einem Lehrberuf kann um ein Jahr, höchstens aber um zwei Jahre verlängert werden.
- Eine Teilqualifizierung (mit/ohne Berufsschulbesuch): Die Ausbildungsdauer im Rahmen der Teilqualifizierung wird in einem Ausbildungsvertrag festgehalten. Darin finden sich die Teilqualifikationen (Fertigkeiten und Kenntnisse), die erlernt werden sollen und die Ausbildungsdauer (zwischen ein und drei Jahren) wieder.

Die Aufgabe der BerufsausbildungsassistentInnen besteht in folgenden Bereichen:

- Unterstützung bei der Arbeitsplatzsuche
- Partner bei Lehr- und Ausbildungsvertragsabschluss
- Kontakt zu Betrieb und Berufsschule

Begleitung bis Ausbildungsabschluss (BAS, vgl. <http://www.refos.at/index.php?seite=bas>, 24.6.2006).

9.1.2 Drogenproblematik/Präventionsdebatte

Zu Beginn meiner Recherchen war mein Anliegen herauszufinden, was Jugendliche im Bezirk zusätzlich benötigen, damit sie zufrieden sind. Es galt zu ermitteln was ihnen geboten wird, welche Freizeitmöglichkeiten zur Verfügung stehen und wie die Ausbildungs- bzw. die Arbeitsmarktsituation aussieht. Bei meinem Kontakt zu STV war mir klar – und das, obwohl sie von „Sekundärer Suchtprävention“ finanziert werden – dass die Arbeitsweise ein Methodenmix ist und auf keinen Fall klassischer Drogenstreetwork. Schnell musste ich feststellen, dass „Drogen und Jugendliche“ in der Region Voitsberg das Thema Nummer eins sind. Viele Initiativen und Projekte befassen sich mit dieser Problematik und durch die Presse wird das Thema zusätzlich aufgebauscht. Ich habe bei meinem Fragebogen bewusst den Punkt

„Drogen“ sehr kurz gehalten, weil mir diese Thematik sehr abgedroschen erschien und ich es als nicht sinnvoll erachtete dafür zu viel Zeit aufzuwenden.

Ich war der Meinung, dass ein Experimentierverhalten bezüglich Alkohol und Drogen typisch für Jugendliche ist und die Stimmung von den Medien hochgeschaukelt wird. Außerdem dachte ich, dass die eigentliche Problematik nämlich, dass Jugendliche zu wenig Zukunftsaussichten haben, ignoriert wird. Unsicherheiten bestanden bezüglich der Formulierung der Fragen zu Sucht und Alkohol, da ich mit sehr abwehrenden Reaktionen von Seiten der Jugendlichen rechnete. Die Ergebnisse zum Themenkomplex „Sucht-Alkohol“ fielen für mich vollkommen überraschend aus.

Nach meinen Recherchen war es auffallend, dass alle Befragten, egal ob die jugendlichen InterviewpartnerInnen (vgl. dazu Kapitel 8.2.1, Code 17), SozialarbeiterInnen oder Bekannte in der Region Voitsberg, die Drogensituation – vor allem in Zusammenhang mit Alkohol – als „sehr gravierend“ und „sehr ernstzunehmend“ beschrieben.

Die Situation im Bezirk Voitsberg stellt sich folgendermaßen dar:

Jugendliche, die Alkohol konsumieren werden immer jünger, 12-Jährige trinken bis zur Besinnungslosigkeit und zur Alkoholvergiftung. Alkohol wird in diversen Gaststätten und auch an öffentlichen Plätzen immer exzessiver und häufiger konsumiert. Leute werden belästigt, illegale Drogen werden im Bezirk immer billiger und der Anteil an harten Drogen steigt an (vgl. Jugend am Werk Steiermark GmbH, Voitsberg 2002).

Wie in Kapitel 2.6.1 bereits ausführlich beschrieben gilt Alkohol- und Drogenkonsum in der Jugendphase in einem gewissen Maß als „normal“ und vorübergehend. Gefährlich wird es, wenn Stützen im Umfeld und Ressourcen wegfallen (siehe Kapitel 1.4.). Laut Karin Riedel ist das bei den meisten ihrer Jugendlichen der Fall. Das familiäre Klima der Klientel beschreibt sie meist als sehr rau. Die Berufschancen für Jugendliche im Bezirk sind sehr schlecht (siehe dazu auch Kapitel 9.1.1). Wie schon bei Hurrelmann und Bründel beschrieben (vgl. Kapitel 2.6.1) stellt die für Jugendliche typische Gegenwartsbezogenheit und auch eine gewisse Unwissenheit in Bezug auf Alkohol einen weiteren kritischen Faktor dar. Nach Angaben von Frau Riedl trinken viele ihrer Jugendlichen täglich regelmäßig zwei Flaschen Bier und sind sich oft nicht bewusst, dass sie Alkohol konsumieren und welche Folgen dies haben könnte („ist ja nur ein Bier“) (vgl. Gespräch mit Karin Riedl, 5.4.2004).

Der Bezirk und die Region Voitsberg haben mit vielen Projekten im Sinne der sekundären Suchtprävention (wie schon im Kapitel 6 näher beschrieben) reagiert. Streetwork hat seinen Teil durch Veranstaltungen (Podiumsdiskussionen zum Thema Drogenmissbrauch und Gewalt), Aufklärung an Schulen und gemeinsame Aktivitäten mit den Jugendlichen unter dem Motto „gegen Drogen“ beigesteuert. An dieser Stelle möchte ich auf Lindner und Freund (2005) hinweisen, die unter anderem für eine angemessene Jugendpolitik plädieren, da sie präventive Maßnahmen an dieser Stelle als nicht sinnvoll betrachten und einen alternativen Ansatz vorschlagen. Die folgenden Ansätze sind im Kapitel 3.3.5 bereits kurz erwähnt worden sollen aber an dieser Stelle noch ergänzend behandelt werden, da sie vor allem für die Region Voitsberg von Relevanz sind (vgl. dazu auch Kapitel 3.3.5):

- Eine Rückbesinnung auf die Ziele der Kinder- und Jugendarbeit sei unerlässlich, dies beinhaltet allerdings, dass sie selbst die Initiative ergreifen müsse um die Lebenslage von Kindern und Jugendlichen nachhaltig zu verbessern. Dazu bedürfe es zunächst der Erkenntnis, „dass Jugendpolitik über eine bloß reparierende Sozialpolitik hinaus zu gehen hat“ (Freund/Lindner, 2001, S. 90).
- Lindner und Freund weisen weiters darauf hin, dass Kinder- und Jugendarbeit immer auch sucht-, gewalt- und kriminalpräventive Aspekte habe, dass sie sich jedoch in erster Linie am Wohl von Kindern und Jugendlichen zu orientieren habe. Dies bedeute, dass die Förderung positiver Lebensumstände – damit sind kulturell bzw. gesellschaftlich produzierte Anforderungen an Kinder und Jugendliche gemeint – dem Maß ihrer Ressourcen entsprechen und auf möglichst langfristig und dauerhaft ausgelegte Wirkungen ausgerichtet sein müsse.
- Als wichtiger Punkt sei an dieser Stelle noch hinzuzufügen, dass die Kritik an der Präventionslogik im Sinne von Blindheit und Indifferenz gegenüber den vorhandenen Problemen und Gefahren des jugendlichen Heranwachsens nicht missverstanden werden dürfe. Jugendliche müssten als „Koproduzenten“ sozialpädagogischer Dienstleistungen ernst genommen und ihren vermeintlichen Defiziten nicht mehr Aufmerksamkeit gegeben werden als ihren Fähigkeiten und deren Entfaltung (vgl. Freund/Lindner, 2001, S. 89ff). Hornstein sieht Prävention als eine Reaktion von vielen auf eine gewisse

Ratlosigkeit und ein Unverständnis der älteren Generation gegenüber der jüngeren, da sie sich ihrer eigenen Bedürfnisse nicht bewusst seien (vgl. Lindner 2001) (vgl. dazu auch Kapitel 3.3.5).

Laut Hornstein nimmt die Jugend im Generationenkonflikt zwei verschiedene Seiten ein:

Auf der einen Seite sollte sie für das Überleben und Bestehen von Werten und Normen der Erwachsenengesellschaft sorgen und auf der anderen Seite sei die Jugend auch Träger des Neuen mit von der Erwachsenengesellschaft abweichenden Ansprüchen. Hornstein (2001) kritisiert, dass gerade eben dieses Spannungsverhältnis zwischen den Generationen und der Aspekt der Jugendarbeit als Handeln zwischen den Generationen aus den Diskussionen zur Jugendarbeit ausgeschlossen werde. Wenn Prävention im Sinne des Generationenverhältnisses praktiziert werde, müsse bedacht werden, welche Art von Einschränkungen sie in Bezug auf Teilhabe- und Sozialchancen der nachwachsenden Generation mit sich bringe. Weiters müsse reflektiert werden welchen Interessen und Machtansprüchen sie dabei folge und wie dies mit den Ansprüchen der nachwachsenden Generation auf Mitwirkung am Prozess der Zukunftsgestaltung vereinbar sei (vgl. Hornstein, 2001, S. 37).

Richtet man den Blick nun wieder auf die Region Voitsberg stellt sich mir die Frage inwiefern Jugendliche wirklich ernst genommen werden. Auch im Hinblick dessen, dass immer noch an der Symptomatik anstatt an der Problematik angesetzt wird, obwohl man viele Ursachen für Drogenkonsum kennt, vor allem wenn die Effizienz solcher Programme sehr umstritten ist (vgl. dazu Freund/Lindner, 2001, S. 79ff). Die Drogensituation in der Region Voitsberg würde ich selbst auch als beunruhigend einstufen. Wie im Kapitel 6 dargestellt, gibt es viele Projekte in der Region um diesem Phänomen entgegen zu wirken. Ich möchte an dieser Stelle die Frage aufwerfen, inwiefern es sinnvoll ist auf der einen Seite alles „gegen Drogen“ und auf der anderen Seite bezüglich „pro individuelle Entfaltung“ oder „pro Arbeit/gute Ausbildung“ zu wenig zu unternehmen. Vor allem, wenn das Augenmerk immer nur auf den Begriff „Drogen“ gelenkt wird und deren Attraktivität damit noch zusätzlich steigt. „Alk lähmt Kids“ oder „Landjugend gegen Drogen“ empfinde ich als veraltet und als nicht besonders attraktiv für Jugendliche. Ich frage mich ob es an dieser Stelle nicht sinnvoller wäre, Projekte mit jugendspezifischem Inhalt zu starten, die

einen ansprechenderen Namen haben, der Jugendliche inspiriert und ihrem Kontext entspricht. Ich möchte hier nicht die generelle Sinnhaftigkeit von Präventionskonzepten diskutieren, weil ich in diesem Bereich nicht über genügend Wissen verfüge, was mir aber sehr wohl durch meine Arbeit aufgefallen ist, ist „wie“ etwas gemacht wird. Bei STV gefällt mir sehr gut, dass generell an der Basis angesetzt wird und es die Jugendlichen dort abholt, wo sie gerade sind.

9.1.3 Sozialräume für Jugendliche

Durch die durchgeführten Interviews und zahlreichen Gespräche vor Ort ist mir aufgefallen, dass es den Jugendlichen sicherlich an Sozialräumen und attraktiven Freizeitangeboten fehlt. Vor allem spielen die räumlichen Distanzen und die Immobilität der Jugendlichen eine wesentliche Rolle (vgl. Kapitel 3.3.2). Wie schon vorher erwähnt ist Frau Riedl der Meinung, dass der Bedarf höher ist als durch das bestehende Angebot abgedeckt werden kann. Sie plädiert daher für eine „kleines Jugendzentrum“ in jeder Gemeinde (vgl. Interview mit Karin Riedl, P. 34, 24.6.2004).

Durch die gewonnenen Ergebnisse begann es mich zu interessieren wie es um Jugendliche aus anderen steirischen Regionen steht. Nach einem Gespräch mit Herrn Arlt, Leiter des Jugend- und Kulturzentrums „House“ in Mureck, stellte ich mein Augenmerk vor allem darauf, welche Angebote von den Jugendlichen gut angenommen werden. Mir ist bewusst, dass die Region Voitsberg mit der Region Mureck nicht vergleichbar ist, schon alleine wegen ihrer unterschiedlichen historischen Entwicklung. Allerdings glaube ich, dass Jugendliche aus ländlichen Regionen doch ähnliche Interessen haben und im Zuge dessen kam es zu diesem Gespräch. Interessant dabei fand ich, dass mit der Drogen- bzw. Alkoholproblematik anders umgegangen wird. Im „House“, das unter anderem ein Jugendcafé beherbergt, werden auch Bier und Wein angeboten. Der Wein ist qualitativ sehr gut, stammt aus der Region und ist auch etwas teurer als durchschnittlich. Die antialkoholischen Getränke werden im Schnitt um einen Euro angeboten. 90% der Jugendlichen trinken antialkoholische Getränke und Alkohol wird nur als Genussmittel konsumiert. Bevor alkoholische Getränke angeboten wurden, gab es immer wieder Probleme, dass Jugendliche Alkohol in das Jugendcafé „geschmuggelt“ oder sich vor dem Jugendzentrum angetrunken haben. Wichtig ist dem House-Team, dass Jugendliche den Umgang mit Alkohol lernen und – wenn jemand einmal im Jugendzentrum zu viel trinkt und es ihm/ihr schlecht geht – sich in

einem geschützten Raum befindet. Die Klientel besteht aus 55-60% Burschen zwischen 15 und 18 Jahren, durch vermehrte Angebote für Mädchen stieg auch der Mädchenanteil. Hauptsächlich kommen die Jugendlichen an den Wochenenden und die Zielgruppe ist bunt gemischt: Von „normalen“ über „problematische“ Jugendliche bis hin zur Klientel von Jugend am Werk. Angeboten werden Erstberatungen und die Möglichkeit zur Weitervermittlung, Freizeit- und Spielpädagogik werden zugekauft. Das Hauptaugenmerk liegt auf den kulturellen Angeboten, die von den Jugendlichen sehr gut angenommen werden. Zusammenarbeit besteht unter anderem mit dem Steirischen Herbst und dem Stadtmuseum in Mureck (vgl. Gespräch mit Florian Arlt, 11.6.2006) Angebote finden sich auf der Homepage. <http://house.mur.at>.

Im Zuge meiner Recherchen zur Region Voitsberg bezüglich der Nacherhebung führte ich noch einmal ein Gespräch mit Herrn Göschl. Dieser ist der Meinung, dass das soziale und kulturelle Angebot in Voitsberg nicht schlecht sei, dass im Vergleich zu anderen Regionen sehr viel geboten werde. Das Problem bestehe eher darin, dass die Jugendlichen sehr demotiviert seien und es enorm schwierig sei sie für irgendetwas zu begeistern (vgl. Gespräch mit Christian Göschl, 20.6.2006). An diesem Punkt vertreten Herr Göschl und Frau Riedl eine unterschiedliche Meinung. Frau Riedl ist der Ansicht, dass zu wenig geboten werde (vgl. dazu Kapitel 8.2.1, Code 15). Einig sind sich beide jedoch darin, dass das Gespräch den höchsten Stellenwert einnimmt.

10 Zusammenfassung und Ausblick

10.1 Zusammenfassung

Zusammengefasst kann über den theoretischen Teil gesagt werden, dass die Jugendphase eine sehr sensible Phase ist, die ein großes Potenzial an Entwicklungsmöglichkeiten in positiver wie auch in negativer Hinsicht in sich birgt.

Mehrere Faktoren – z.B. ob Jugendliche deviant oder kriminell werden – spielen dabei eine wesentliche Rolle (vgl. Kapitel 1 und 2). Die Offene Jugendarbeit reagiert mit verschiedenen, teils umstrittenen Ansätzen in ihrer Methodik auf Jugendliche. Ein großer Unterschied besteht innerhalb der Ansätze bezüglich der Ressourcen- bzw. der Defizitorientierung (vgl. Kapitel 3). Aufsuchende Ansätze bilden den Schluss des theoretischen Teils. Diese bemühen sich um ein sehr niederschwelliges Angebot, das jugendadäquat versucht die Basis der Jugendlichen zu stärken. (vgl. Kapitel 4).

Die Ergebnisse meines empirischen Teils haben ergeben, dass in der Region Voitsberg Suchtproblematik und Jugendarbeitslosigkeit zu den größten Problemkreisen der jugendlichen Klientel von STV zählen. Das trifft teilweise auch auf meine jungen InterviewpartnerInnen zu. Weiters ließ sich bei vielen Jugendlichen von STV eine große Antriebslosigkeit feststellen (vgl. Kapitel 8.3).

Darauf reagiert wird im Bezirk Voitsberg mit einer Reihe von Projekten im Bereich der sekundären Suchtprävention bzw. von Seiten des AMS mit regionalen Förderungen für Jugendliche.

Die Ressourcen und Problemfelder der Jugendlichen sind breit gestreut, wobei die Themen „Familie“, „Partnerschaft/Sexualität“ und „peers“ die Spitzen bei den angesprochenen Themen ergaben (vgl. dazu Kapitel 5.4.1). Als Potenzial der sechs interviewten Jugendlichen hat sich die Gesprächsbereitschaft und das kontinuierliche Aufsuchen von Nähe zur Streetworkerin bzw. zu SozialarbeiterInnen erwiesen. Als wichtige Stütze, die das Angebot von STV umfasst, haben sich eben dieser kontinuierliche Kontakt zur Streetworkerin und vor allem das Beratungsgespräch ergeben (vgl. Kapitel 8.3).

Die Arbeitsweise von STV umfasst einen Methodenmix aus verschiedenen Konzepten der Offenen Jugendarbeit, wobei sie sich dem ländlichen Raum anpassen. Die Kooperation mit verschiedenen Projekten und Institutionen ist eine Grundvoraussetzung für STV, um effizient arbeiten zu können (vgl. Kapitel 5.6. und 6).

Der Bedarf von STV ist höher als mit dem Angebot abgedeckt werden kann (vgl. Kapitel 8.2.1, Code 15).

10.2 Ausblick

Im Rahmen meines Ausblicks möchte ich auf neue, mir vorher nicht bewusste Dimensionen und die Grenzen dieser Arbeit eingehen.

Wie schon in Kapitel 9.1.1 erwähnt, stellt die Schließung der Kohlegrube sicherlich einen Faktor für die Apathie bzw. Interesselosigkeit der Jugendlichen dar. An dieser Stelle stoße ich an die erste Grenze meiner Arbeit. Im Rahmen dieser Diplomarbeit ist es mir nicht möglich, diese Annahme zu bestätigen bzw. zu widerlegen. Zum ersten, da es den Rahmen meiner Arbeit sprengen würde und zum Zweiten, weil es sich um ein anderes Forschungsgebiet handelt.

Nach langen Überlegungen, inwiefern das Angebot von STV verbessert werden könnte, stieß ich an eine weitere Grenze, nämlich dem Dilemma zwischen Theorie und Praxis. Da ich selbst nicht im Bezirk Voitsberg tätig bin und nicht mit diesen Jugendlichen zu tun habe sowie nur eine kleine Stichprobe interviewt habe, wäre es nicht sehr sinnvoll Verbesserungsvorschläge zu geben. Auf der anderen Seite sind mir als Außenstehende einige gravierende Dinge aufgefallen:

Es scheint so, als ob eine ganze Generation sprachlos geworden sei, die Basis fehle und das Gespräch in vielen Familien nicht mehr geführt werde. Daraus resultiert meiner Meinung nach diese große Bedürftigkeit und es besteht ein großer Aufholbedarf, den die Klientel durch den Kontakt zur Streetworkerin abzudecken versucht. Meiner Meinung nach wird sich nicht viel verändern, auch wenn man die Angebote im Erlebnissektor für Jugendliche aufstockt, da das Problem viel tiefer liegt. Es wird sich nicht bessern, wenn nur für die Jugendlichen etwas getan wird, sie müssen selbst etwas tun wollen. An dieser Stelle fehlt es sicher auch an der Auseinandersetzung und an einem gewissen Verständnis gegenüber der Jugend

bezüglich veränderter Werte und Normen im Zuge des Modernisierungsprozesses (vgl. Polak, 2005, S. 20f.). Hier muss ich mich mit dieser Arbeit abgrenzen, da eine solche Untersuchung ein soziologischer Auftrag wäre. Eine soziologische Untersuchung hinsichtlich der Ursachen der allgemeinen Interesselosigkeit oder der notwendigen Motivationsschübe, damit vorhandene und geplante Angebote auch greifen, wären sicher wertvoll.

Um hier nicht missverstanden zu werden muss ich hinzufügen, dass es natürlich notwendig ist, für Jugendliche Angebote zu schaffen, in denen sie sich entfalten können. Parallel dazu müsste sich gesellschaftspolitisch Vieles verändern, was wiederum einen langen Prozess bedeutet. Um Jugendliche und Kinder zu unterstützen müssen auch deren Eltern unterstützt werden, in Hinsicht auf berufliche und individuelle Selbstverwirklichung.

Für Voitsberg ist es sicher notwendig Angebote in Richtung „Gespräch“ aufzustocken, da ich es als große Chance der Jugendlichen sehe, sich dafür zu öffnen. In der Stadt Voitsberg sind die Erfahrungen mit dem „Wohnzimmer“ sehr gut, es wäre sinnvoll darüber nachzudenken ob dies nicht auch eine gute Möglichkeit für andere Gemeinden im Bezirk Voitsberg wäre. Zusätzlich Informationen über jugendspezifische Angebote aus offenen Jugendeinrichtungen anderer ländlicher Regionen wären sicher auch von Vorteil. Auch eine Erweiterung von Streetwork in der Region wäre notwendig, da viele Jugendliche nur auf diesem Weg erreicht werden können (vgl. dazu Kapitel 8.2.1, Code 1). Vielleicht ist es auch an der Zeit eine neue Jugendbefragung durchzuführen, um die Wünsche der Jugendlichen eruieren zu können. Außerdem sehe ich eine stärkere Ressourcenorientierung und Reflexion der eigenen Bedürfnisse bei den Projektleiterinnen und den SozialarbeiterInnen als Basis, um effiziente Jugendarbeit leisten zu können. Auch halte ich es für angebracht, in die Reflexion über die Arbeitsmethodik in der Jugendarbeit ein bestimmtes resilientes Verhalten der Jugendlichen miteinzubeziehen.

„Statt sich auf die (aussichtslose) Vermeidung unerwünschter Zustände zu konzentrieren, liegen die Aufgaben einer zeitgemäßen Kinder- und Jugendarbeit vielmehr darin, gemeinsam mit Kindern und Jugendlichen Unsicherheitskompetenzen zu entwickeln, Ressourcen aufzuspüren, Bildungs-, Aneignungs- und Erfahrungsmöglichkeiten zu erschließen, ihren spezifischen Bildungsauftrag –

endlich – ernst zu nehmen und daran mitzuwirken, dass Kinder und Jugendliche Risikokompetenzen entwickeln können und lernen, mit Unsicherheiten, statt gegen sie zu leben“ (Lindner/Freund, 2001, S.91).

So zeigt meine Arbeit auf, dass sich neben individuellen Problemen strukturelle Probleme (Jugendarbeitslosigkeit, Sozialräume für Jugendliche) als wesentliche Themen herauskristallisiert haben, und dies bedeutet, dass moderne Jugendarbeit immer auch politische Arbeit sein muss.

Literaturliste

Arbeitsmarktservice Voitsberg (Hrg.): Geschäftsbericht 2005. Voitsberg 2005.

Beratungszentrum (BZ) Voitsberg: http://app.gesundheit.steiermark.at/gss2002/adressen/adressen/typ_detail.asp?ID=2404, (31.8.2004).

Bundesarbeitsgemeinschaft „Streetwork und Mobile Jugendarbeit Österreich“ (BAST): <http://www.bast.at/ziele.html>, (21.2.2006).

Berufsausbildungsassistenz (BAS): <http://www.refos.at/index.php?seite=bas>, (24.6.2006).

Betrifft Alkohol und Sucht (b.a.s.): Voitsberg: <http://www.bas.at>, (1. 5. 2006).

Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz (Hrsg.): 4. Bericht zur Lage der Jugend in Österreich. Teil B: Prävention in der außerschulischen Jugendarbeit. Wien 2003.

Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz (Hrsg.): 4. Bericht zur Lage der Jugend in Österreich. Teil B: Prävention in der außerschulischen Jugendarbeit. Kurzfassung. Wien 2003.

Damm, Diethelm: Bedürfnisorientierte Jugendarbeit. In: Deinet, Ulrich/Sturzenhecker, Benedikt (Hrsg.): Handbuch Offene Jugendarbeit. Münster, 2. Aufl., 1998, S. 221-233.

Deinet, Ulrich: Das sozialräumliche Muster in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit. In: Deinet, Ulrich/Sturzenhecker, Benedikt (Hrsg.): Handbuch Offene Kinder- und Jugendarbeit. Wiesbaden, 3. Aufl., 2005, S. 217-230.

Deinet, Ulrich: Regionale Lebenswelten und sozialräumlich orientierte Offene Kinder- und Jugendarbeit. In: Deinet, Ulrich/Sturzenhecker, Benedikt (Hrsg.): Handbuch Offene Kinder- und Jugendarbeit. Wiesbaden 2005, S. 411-423.

Etl, Sabine: Streetwork in Österreich. In: Klose, Andreas/Steffan, Werner: Streetwork und mobile Jugendarbeit in Europa: Europäische Streetwork – Explorationsstudie. Münster 1997, S. 322-343.

Frank, Wolfgang: Psychiatrie. Ulm, 13. Auflage, 1997.

Freund, Thomas/Lindner, Werner (Hrsg.): Prävention. Zur kritischen Bewertung von Präventionsansätzen in der Jugendarbeit. Budrich, Opladen 2001.

Friebertshäuser, Barbara: Interviewtechnik – ein Überblick. In: Prengel, Annelore (Hrsg.): Handbuch qualitativer Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. München und Weinheim 1997, S. 371-395.

Fülbier, Paul/Steimle, Hans-Eckert: Streetwork, Mobile Jugendarbeit, Aufsuchende Jugendsozialarbeit. In: Fülbier, Paul/Münchmeier, Richard (Hg.): Handbuch Jugendsozialarbeit. Münster 2001, S. 589-604.

Gastpar, Markus T./Kasper, Siegfried/Linden, Michael (Hrsg.): Psychiatrie und Psychotherapie. Wien 2003.

Gängler, Hans: Die Anfänge der Offenen Jugendarbeit. In: Deinet, Ulrich/Sturzenhecker, Benedikt (Hrsg.): Handbuch Offene Jugendarbeit. Münster 1998, S. 410-418.

Gref Kurt: Was macht Streetwork aus? Inhalt – Methoden – Kompetenzen. In: Becker, Gerd/Simon, Titus (Hrsg.): Handbuch Aufsuchende Jugend- und Sozialarbeit. Weinheim und München 1995, S. 13-20.

Großegger Beate: Jugend – Was ist das? Anmerkungen zum Jugendbegriff. In: Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz (Hrsg.): 4. Bericht zur Lage der Jugend in Österreich. Teil A: Jugendradar 2003. Wien 2003, S. 1-5.

Großegger, Beate: FreundInnen als Bezugspersonen, FreizeitpartnerInnen und Co-AkteurInnen in Prozessen der Selbstsozialisation. In: Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz (Hrsg.): 4. Bericht zur Lage der Jugend in Österreich. Teil A: Jugendradar 2003. Wien 2003, S. 7-14.

Großegger, Beate: Leben in der Herkunftsfamilie. In: Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz (Hrsg.): 4. Bericht zur Lage der Jugend in Österreich. Teil A: Jugendradar 2003. Wien 2003, S. 22-33.

Großegger, Bate: Freizeitgestaltung. Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz (Hrsg.): 4. Bericht zur Lage der Jugend in Österreich. Teil A: Jugendradar 2003. Wien 2003, S. 42-49.

Großegger, Beate/ Zentner, Manfred: Berufswahl bei Lehrlingen und Berufstätigen. In: Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz (Hrsg.): 4. Bericht zur Lage der Jugend in Österreich. Teil A: Jugendradar 2003. Wien 2003, S.182-188.

Grunwald, Klaus/Thiersch, Hans (Hrsgs): Praxis Lebensweltorientierte Soziale Arbeit. Weinheim und München 2004.

Höllinger, Franz: Jugendzentren in Österreich. Bestand – Strukturen – Perspektiven. Dissertation. Salzburg 1984.

Hurrelmann, Klaus: Lebensphase Jugend. Weinheim und München 1997.

Hurrelmann, Klaus/ Bründel, Heidrun: Drogengebrauch – Drogenmissbrauch. Darmstadt 1997.

Jochade, Lothar: Streetwork im ländlichen Raum. In: Sozialarbeit in Österreich, Zeitschrift für soziale Arbeit, Bildung und Politik. 3/2003, S. 23-25.

Jugend am Werk Steiermark GmbH: Sekundäre Suchtprävention im Bezirk Voitsberg. Unveröffentlichtes Dokument. Voitsberg 2002.

Jugendassistentz: http://www.jaw.or.at/frameset_f_bereiche.htm, (1.5.2006).

Jugend- und Kulturzentrum Mureck: <http://house.mur.at>, (13.6.2006).

Jugendschutz in Österreich.: <http://www.pflegenetz.at/pn/jugendschutz2001>, (18.1.2001)

Kahr, Rudolf: Sport – Menschen – Solidarität (SMS). Unveröffentlichtes Dokument. Voitsberg 2001.

Klawe, Willy: Arbeit mit Jugendlichen. Weinheim und München, 3. Aufl., 1993.

Klose, Andreas/Steffan, Werner. Streetwork und mobile Jugendarbeit in Europa: Europäische Streetwork – Explorationsstudie. Münster 1997.

Klose, Andreas/Steffan, Werner: Mobile Jugendarbeit und Straßensozialarbeit. In: Deinet, Ulrich/Sturzenhecker, Benedikt (Hrsg.): Handbuch Offene Jugendarbeit. Münster 1998, S. 295-303.

Klose, Andreas/Steffan, Werner: Mobile Jugendarbeit und Straßensozialarbeit. In: Deinet, Ulrich/Sturzenhecker, Benedikt (Hrsg.): Handbuch Offene Kinder- und Jugendarbeit. Wiesbaden 2005, 3. Aufl., S. 306-315.

Kittl, Helga: Inhaltsanalytische Auswertung von Interviews: Einführung in die computerunterstützte Auswertung von Interviews mit MAXqda. Graz 2006.

Lamnek, Siegfried: Qualitative Sozialforschung, Band 2, Methoden und Techniken. München 1989.

Lazarsfeld, Paul F./Jahoda, Marie/Zeisel, Hans: Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch. Leipzig 1933. Suhrkamp Verlag, Frankfurt 1975.

Lindner, Werner: „Prävention“ in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit. Ein Nachruf auf Lebzeiten. In: Deinet, Ulrich/Sturzenhecker, Benedikt (Hrsg.): Handbuch Offene Kinder- und Jugendarbeit. Wiesbaden, 3. Aufl., 2005, S. 254-262.

LOGO Graz: <http://logo.at>; (1.5.2006).

Mafalda: <http://www.mafalda.at> <http://www.mafalda.at>, (31.8. 2004).

Mayring, Philipp: Einführung in die qualitative Sozialforschung. Weinheim und Basel, 5. Auflage, 2002.

Mayring, Philipp: Qualitative Inhaltsanalyse, Grundlagen und Techniken. Weinheim und Basel, 8. Auflage, 2003.

Mönks, Franz J./Knoers, Alphons M. P.: Lehrbuch der Entwicklungspsychologie. München 1996.

Münchmeier, Richard: Was ist Offene Jugendarbeit? Eine Standortbestimmung. In: Deinet, Ulrich/Sturzenhecker, Benedikt (Hrsg.): Handbuch Offene Jugendarbeit. Münster 1998, S. 13-24.

Münchmeier, Richard: Zukunft der Jugendarbeit. In: Deinet, Ulrich/Sturzenhecker, Benedikt (Hrsg.): Handbuch Offene Kinder- und Jugendarbeit. Wiesbaden, 3. Aufl., 2005, S. 649-663.

Neumann, Riccardo: Zum Krisenmanagement mit arbeitslosen Jugendlichen. In: Hofsäss, Thomas (Hrg.): Jugend – Arbeit – Bildung, Zum Krisenmanagement mit arbeitslosen Jugendlichen. Berlin 1999, S. 9-93

Notschlafstelle der Caritas: <http://caritas-graz.at/home.php?cakt=einr&id=6>, (1.5.2006).

Polak, Regina: Lebenswelten und Lebenswerte junger Menschen. 3. JU-Quest-ExpertInnenkonferenz. Diskussionspapier. Wien 16.11.2005.

Psychosoziales Zentrum (PSZ) Voitsberg:
http://app.gesundheit.steiermark.at/gss2002/adressen/bezirk_strukturtyp_detail.asp?Bezirk=voitsberg&ID=2468, (31.8.2004).

Riedl, Karin: Für die Suchtkoordinationsstelle. Unveröffentlichtes Dokument.
Voitsberg 2002.

Sekundäre Suchtprävention: Jahresbericht 2002. Unveröffentlichtes Dokument.
Voitsberg Februar 2003.

Sekundäre Suchtprävention: Statistik 2003. Unveröffentlichtes Dokument. Voitsberg
Februar 2004.

Sekundäre Suchtprävention: Statistik 2004. Unveröffentlichtes Dokument. Voitsberg
Februar 2005.

Scheipl, Josef: Jugendforschung in Österreich. In: Bundesinstitut für Sozialpädagogik
(Hrg.): Sozialpädagogische Impulse, Hollabrunn 1/2004. S. 30-32.

Schumann, Michael: Konzepte und Methoden in der Offenen Jugendarbeit: Einzel-,
Gruppen- und Gemeinwesenarbeit. In: Deinet, Ulrich/Sturzenhecker, Benedikt
(Hrsg.): Handbuch Offene Kinder- und Jugendarbeit. Wiesbaden, 3. Aufl., 2005, S.
286-306.

Steffan, Werner: Was ist Streetwork/Mobile Jugendarbeit?: http://www.fh-potsdam.de/~Sozwes/projekte/steffan/final/was_sw.htm, (15.09.2004).

Stolz, Peter: Was ist Mobile Jugendarbeit? In: Steffan, Werner: Was ist Streetwork/Mobile Jugendarbeit? http://www.fh-potsdam.de/~Sozwes/projekte/steffan/final/was_sw.htm, (15.09.2004)

Theißl, Rosemarie; Mussi, Manfred: Streetwork in Österreich – Bestandsaufnahme, Zusammenarbeit und Vernetzung ausgehend von Streetwork Graz: Beitrag auf der Tagung: Treffpunkt Straße – Bestandsaufnahme und Perspektive von Straßensozialarbeit/Mobiler Jugendarbeit in deutschen und weiteren europäischen Ländern. www.fh-potsdam.de/~Sozwes/projekte/steffan/test/europatagung/austria.pdf, Potsdam 1995.

Thiersch, Hans: Lebensweltorientierte Soziale Arbeit:

http://www.fh-potsdam.de/~Sozwes/projekte/steffan/final/was_sw.htm, 1997, S. 3.

Verein Landjugend Österreich: <http://www.landjugend.at>, (1.5. 2006).

VIVID (Fachstelle für Suchtprävention): www.vivid.at, (26. 8. 2004).

Zentner, Manfred: Finanzen und Konsum bei jungen Österreichern/innen: Geschlechter im Vergleich, In: Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz (Hrsg.): 4. Bericht zur Lage der Jugend in Österreich. Teil A: Jugendradar 2003. Wien 2003, S. 149-153.

Zentner, Manfred: Werte im Zeitalter der Multioptionalität. In: Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz (Hrsg.): 4. Bericht zur Lage der Jugend in Österreich. Teil A: Jugendradar 2003. Wien 2003, S. 153-156.

Zentner, Manfred: Gesellschaftspolitisches Engagement im Geschlechtervergleich. In: Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz

(Hrsg.): 4. Bericht zur Lage der Jugend in Österreich. Teil A: Jugendradar 2003. Wien 2003, S. 225-229.

Zentner, Manfred: Körperbewusstsein bei Mädchen und jungen Frauen. In: Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz (Hrsg.): 4. Bericht zur Lage der Jugend in Österreich. Teil A: Jugendradar 2003. Wien 2003, S. 252-254.

Zentner, Manfred/Großegger, Beate: Alkohol und Nikotin. In: Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz (Hrsg.): 4. Bericht zur Lage der Jugend in Österreich. Teil A: Jugendradar 2003. Wien 2003, S. 229-243.

Interviews:

Interview mit Christian Göschl, 13.8.2004

Interview mit Karin Riedl, 24.6.2004

Interview mit Person 1, 2.9.2004

Interview mit Person 2, 2.9.2004

Interview mit Person 3, 2.9.2004

Interview mit Person 4, 30.9.2004

Interview mit Person 5, 30.9.2004

Interview mit Person 6, 30.9.2004

Gesprächsprotokolle:

Gespräch mit Florian Arlt, protokolliert von Susanne Hofrichter, 11.6.2006.

Gespräch mit Christian Göschl, protokolliert von Susanne Hofrichter, 20.6.2006.

Gespräch mit Harry Krenn, protokolliert von Susanne Hofrichter, 18.3.2004

Gespräch mit Karin Riedl, protokolliert von Susanne Hofrichter, 5.4.2004.

Gespräch mit Karin Riedl, protokolliert von Susanne Hofrichter, 26.8.2004.

Anhang

Nummer des Interviewpartners/der Interviewpartnerin:

Interviewleitfaden StreetworkerInnen

Forschungsfrage: Welche Angebote von Streetwork sind für die jugendliche Klientel hilfreich?

Themenschwerpunkte:

- **Was wird den Jugendlichen angeboten?**
- **Welche Angebote nutzen sie?**
- **Welche Angebote sind für die Zukunft der Jugendlichen hilfreich?**
- **In welchen Bereichen sehen die StreetworkerInnen die Grenzen ihrer Arbeit?**

Fragestellungen:

Welche Angebote von Streetwork kommen bei den Jugendlichen gut an:

1. Wie wird deinem Empfinden nach Streetwork insgesamt von den Jugendlichen angenommen?
2. Welche Angebote werden am liebsten angenommen?
3. Bei welchen Angeboten gibt es den größten Widerstand/die größte Ablehnung?
4. Welches Angebot fehlt deiner Meinung nach? (aus deiner Sichtweise)
(*Was fehlt der Streetworkerin selbst von den Angeboten her, von denen sie meint, dass sie sinnvoll wären? Was würde ihr gefallen?*)
5. Welches Angebot fehlt den Jugendlichen?
6. Wie bekommst du von den Jugendlichen Feed-back, was ihnen gefallen hat und was nicht?
7. In welchen Bereichen bitten die Jugendlichen um Unterstützung?
8. In welche Bereiche sollst du dich nicht einmischen?
9. Was fordern die Jugendlichen konkret ein?

10. Mit welchen Institutionen/Vereinen wünschst du dir eine engere Koordination und Kooperation an Angeboten?
11. Bei welchen Angeboten nehmen auch Jugendliche teil, die nicht als Problemjugendliche gelten?
Welche Rückmeldungen bekommt ihr von diesen Jugendlichen zu...
 - a.) ... Euren Angeboten?
 - b.) ... Zu Streetwork allgemein?
 - c.) ... In Bezug auf die Problemjugendlichen?

(Wenn zu dieser Frage keine Antwort kommt, weil sie keine Rückmeldungen bekommen oder keine Jugendlichen teilnehmen, dann hinterfrage:

Warum nehmen keine anderen Jugendlichen teil?

Woran, glaubst du, liegt es, dass du keine Rückmeldungen bekommst?

Würden dir Rückmeldungen bei deiner Arbeit weiterhelfen?

Wie kann man die Kids dazu motivieren?)

12. Wie wird die Beteiligung dieser Jugendlichen von eurer Klientel aufgenommen?

Effizienz der Arbeit von Streetwork:

13. Was hat sich deiner Meinung nach bei den Jugendlichen verändert, seit dem sie mit Streetwork zusammenarbeiten?

14. Was genau hat sich bei diesen Jugendlichen verbessert?

15. Wodurch hat sich etwas verbessert?

16. Was davon gehört deiner Meinung nach durch die öffentliche Hand gefördert?

17. Was weißt du über die Jugendlichen, die nicht mehr Klientel von Streetwork sind?

18. Warum sind sie nicht mehr Klientel von Streetwork?

19. Wie schätzt du den Einfluss deiner eigenen Arbeit ein?

20. Wo merkst du die Grenzen deiner Arbeit:

a.) An dir?

b.) Bei den Jugendlichen?

- c.) Bei den Vereinen?
- d.) Bei den Behörden?

21. Mit welchen Widerständen, die deine Berufswahl betrafen, musstest du von Seiten deiner Familie und Freunde rechnen?

22. Welchen Stellenwert gibst du deinem Beruf?

23. Inwieweit wird die Unterstützung, die du in deiner Arbeit anbietest, von den Jugendlichen als Hilfe geschätzt?

Unterstützende Angebote von Streetwork:

24. Wodurch kannst du Jugendliche unterstützen?

25. In welchen Bereichen brauchen die Jugendlichen Unterstützung?

26. Wo liegen deine Grenzen bei der Unterstützung?

27. Wo siehst du die Potenziale der Jugendlichen?

28. Wie kannst du sie darin fördern?

29. Inwieweit lassen es die Jugendlichen zu, dass ihre Potenziale gefördert werden?

30. Wo zeigen sie Widerstand?

Sucht/Suchtproblematik:

31. Wie groß schätzt du die Suchtproblematik der Jugendlichen ein?

32. Welche Unterstützung bietet Streetwork um dieses Problem zu bessern?

Ausbildung/Arbeit für Jugendliche:

33. Was wird bei arbeitslosen Jugendlichen bzw. bei SchulabbrecherInnen unternommen?

34. Welche Problematik steckt hinter der Arbeitslosigkeit der einzelnen Jugendlichen?

35. Welche Folgen/Gefahren hat die Arbeitslosigkeit?

36. Was bietest du an, um die Folgen abzuschwächen/zu verhindern?

37. Wie werden die Jugendlichen weitervermittelt?

38. Auf welche Weise haben die Jugendlichen durch die Zusammenarbeit mit Streetwork einen Job bekommen oder sind sie in Ausbildung gegangen?

39. Bleiben sie dann dabei? *(Wenn nein, warum nicht?)*

Was könnte man dafür unterstützend anbieten?)

40. Wie reagieren Firmen/Ausbildungsstätten auf die von euch weiter vermittelten Jugendlichen?

41. Welche Probleme gibt es diesbezüglich?

42. Inwieweit können sie bei der Auswahl der Ausbildung/Lehrstelle mitbestimmen?

43. Was erwarten sich Jugendliche von ihrem Arbeitsplatz?

Von ihrem Gehalt?

Geschlechtsspezifische Unterschiede:

44. Wie gehst du mit den verschiedenen Interessen von Mädchen und Burschen um?

45. Welche wesentlichen Unterschiede gibt es bei den Interessen?

46. Gibt es geschlechtsspezifische Unterschiede bei den Problemfeldern der Jugendlichen?

47. Welche Problemfelder sind das?

48. Wie wird in der Arbeit damit umgegangen?

Allgemeine Fragen:

49. Womit verbringen die Jugendlichen am meisten Zeit?

**50. Was würdest du dir wünschen, um die Arbeit effektiver zu gestalten und was würde das kosten? (Kosten-Nutzen-Rechnung)
(Abschließende Frage)**

Nummer des Interviewpartners/der Interviewpartnerin:

Interviewleitfaden Jugendliche

Forschungsfrage: Welche Angebote von Streetwork empfinden die Jugendlichen selbst als hilfreich?

Themenschwerpunkte:

- **In welchen Bereichen werden sie von Streetwork unterstützt?**
- **Wo brauchen sie Unterstützung?**
- **Was brauchen sie in der Region? Was wünschen sie sich zusätzlich?**

Fragestellungen

Fragen zu Streetwork:

1. **Wie bist du mit Streetwork in Kontakt gekommen?
Wann war das?**
2. **Warum bist du heute noch in Kontakt mit ihnen?**
3. **Fühlst du dich mit deinen Anliegen bei Streetwork aufgehoben?**
4. **Wo hat dir die Streetworkerin konkret weitergeholfen?**
5. **Was hat sich für dich verändert, seit dem du die Streetworkerin kennst?**
6. **Worüber redest du mit der Streetworkerin?**
7. **Worüber würdest du gerne mit der Streetworkerin reden?
Worüber redest du nicht?**
8. **Was hat die Streetworkerin schon durch ihre Arbeit für dich erreicht?**
9. **Was erhoffst du dir, dass sie in Zukunft für dich erreichen soll?**
10. **Sind dir folgende Angebote bekannt, die Streetwork anbietet?**
 - a) **Bei welchen hast du bereits teilgenommen?**
 - b) **Welche Angebote davon sind für dich nützlich, welche nicht?
((1-7) Zettel an Jugendliche)**
 - c) **Fallen dir noch Angebote ein, die ich vergessen habe?**

11. **Wie würdest du es finden, wenn andere Jugendliche, die nicht ständig Kontakt zu Streetwork haben, bei den diversen Angeboten mit dabei sind?**
 - a) **Wünschenswert**
 - b) **Nicht wünschenswert****Warum ist es wünschenswert/nicht wünschenswert?**

12. **Nimmst du Freunde zu den verschiedenen Veranstaltungen von Streetwork mit?**

13. Was wünschst du dir von Streetwork, in welchen Bereichen sollten sie sich vielleicht mehr einsetzen? (Zettel, Frage 13)

Persönliches/Privates:

**14. In welchen Bereichen kommst du alleine zurecht?
Auflistung: Freizeit**

Freundeskreis

Schule/Ausbildung

Arbeitslosigkeit

Partnerschaft

Eltern/Familie

15. Wo brauchst du Unterstützung? (Wenn nötig, siehe Frage 17)

**16. Fühlst du dich in deinem Leben, mit deinen Anliegen, alleine gelassen?
In welchen Bereichen?: (Erklärung)**

17. Zu wem gehst du, wenn es dir schlecht geht?

18. Mit wem redest du, wenn du persönliche Probleme hast?

19. Mit wem redest du, wenn du berufliche Probleme hast?

20. Wer/was hat dir geholfen, diese Probleme zu lösen?

a.) privat

b.) beruflich

21. Was hat dir am meisten geholfen?

a.) privat

b.) beruflich

-
- 22. Kennen deine Eltern Streetwork?**
23. Womit verbringst du am meisten Zeit?
- 24. Was hat sich durch deinen Kontakt zu Streetwork für dich verändert?**
- 25. Welche Informationen zur Ausbildung von Streetwork hast du für dich und deine Freunde genutzt?**
- 26. Nutzt du das Internet als Informationsmittel?**
- 27. Was hältst du von deiner Streetworkerin?**
- 28. Wer hat deiner Meinung nach das Sagen in Österreich?**

Ausbildung/Beruf:

- 29. Was ist dein Traumberuf, wenn die Finanzierung der Ausbildung keine Rolle spielen würde?**
- 30. Gibt es einen Ausbildungszweig, der dich besonders interessiert?**
- 31. Bist du über das Ausbildungsangebot deiner Region ausreichend informiert worden?
Von wem?**
- (Schule, Streetwork, Eltern, Freunde, andere Erwachsene)*
- 32. Wie beurteilst du deine berufliche Zukunft?**
- 33. Von wem würdest du dir, was deine Ausbildung betrifft, mehr Unterstützung wünschen?**

Sport-Freizeitangebot in der Region Voitsberg:

34. Machst du gerne Bewegung/Sport? Wenn ja, welche(n)?
35. Wie zufrieden bist du mit dem Sportangebot deiner Stadt/Region?
36. Welche Sportangebote würdest du dir zusätzlich wünschen?
37. Was kosten dich deine sportlichen Aktivitäten im Monat?
38. Welche Art der Freizeitgestaltung, die dir wichtig ist, gibt es in Voitsberg?
39. Welche Art der Freizeitgestaltung, die dir wichtig ist, gibt es in Voitsberg nicht?
40. Was ist dein bevorzugtes Lokal und warum?
41. Wie mobil bist du?
42. Bei welchen Angeboten von Streetwork würdest du auch mit einer geringen Kostenbeteiligung mitmachen?

Allgemeine Fragen zu Voitsberg:

43. Lebst du gerne in Voitsberg?
44. Würdest du gerne woanders wohnen? Wenn ja/nein, warum?
45. Ist dir bekannt, dass es in Voitsberg eine (Drogen)Szene gibt?

46. Wie groß schätzt du das Problem mit Drogen und auch mit Alkohol ein?

47. Wie sollte man damit umgehen? (illegale Drogen/Alkohol; wie könnte man das Problem lösen?)

48. Gibt es Personen/Politiker in deiner Region, von denen du dich verstanden fühlst?

Frage 10

10 Welche Angebote davon sind für dich nützlich, welche nicht?

1.) Freizeit-, Erlebnispädagogik:

a.) Theaterbesuch

überhaupt nicht sehr nützlich

1	2	3	4	5	6	7

b.) Konzertbesuch

überhaupt nicht sehr nützlich

1	2	3	4	5	6	7

c.) Das Wohnzimmer

überhaupt nicht sehr nützlich

1	2	3	4	5	6	7

d.) Besuch von Sportveranstaltungen

überhaupt nicht sehr nützlich

1	2	3	4	5	6	7

e.) Bodypaintingworkshop

überhaupt nicht sehr nützlich

1	2	3	4	5	6	7

f.) Schnapsertunierüberhaupt
nichtsehr
nützlich

1	2	3	4	5	6	7

g.) Thermenfahrtüberhaupt
nichtsehr
nützlich

1	2	3	4	5	6	7

h.) EU-Jugendaustausch (Finnland)überhaupt
nichtsehr
nützlich

1	2	3	4	5	6	7

2.) Sportangebote:**a.) Snowboarden und Schifahren**überhaupt
nichtsehr
nützlich

1	2	3	4	5	6	7

b.) Schifahren und Snowboarden auf der Hebalmüberhaupt
nichtsehr
nützlich

1	2	3	4	5	6	7

c.) Gokartrennenüberhaupt
nichtsehr
nützlich

1	2	3	4	5	6	7

d.) Gokartfestüberhaupt
nichtsehr
nützlich

1	2	3	4	5	6	7	

3.) Beratungstätigkeit:**a.) Beratung bei persönlichen/privaten Problemen**überhaupt
nichtsehr
nützlich

1	2	3	4	5	6	7	

b.) Beratung und Hilfestellungen in Bezug auf Ausbildung/Berufüberhaupt
nichtsehr
nützlich

1	2	3	4	5	6	7	

4.) Suchtpräventionstätigkeit:**a.) Verschiedene Aufklärungskampagnen gegen Drogen mit anschließender Diskussion (vor allem in Schulen)**überhaupt
nichtsehr
nützlich

1	2	3	4	5	6	7	

b.) Gemeinsame Aktivitäten unter dem Motto „Gegen Drogen“überhaupt
nichtsehr
nützlich

1	2	3	4	5	6	7	

Frage 13

13.) Was wünschst du dir von Streetwork, in welchen Bereichen sollten sie sich vielleicht mehr einsetzen?

a) Privat: Probleme mit Familie

nicht einsetzen mehr einsetzen

1	2	3	4	5	6	7

b) Probleme Partnerschaft/Sexualität

nicht einsetzen mehr einsetzen

1	2	3	4	5	6	7

c) Probleme mit Freunden

nicht einsetzen mehr einsetzen

1	2	3	4	5	6	7

d) Suchtproblem

nicht einsetzen mehr einsetzen

1	2	3	4	5	6	7

e) Beruflich: Probleme in der Schule (Gespräche mit LehrerInnen, Schulwechsel, Nachhilfe)

nicht einsetzen mehr einsetzen

1	2	3	4	5	6	7

f) Probleme am Arbeitsplatznicht
einsetzenmehr
einsetzen

1	2	3	4	5	6	7

g) Hilfestellungen bei Arbeitslosigkeitnicht
einsetzenmehr
einsetzen

1	2	3	4	5	6	7

h) Freizeit: mehr Sportangebotenicht
einsetzenmehr
einsetzen

1	2	3	4	5	6	7

i) Interessante Freizeitangebotenicht
einsetzenmehr
einsetzen

1	2	3	4	5	6	7

Kurzfragebogen

Name:

Alter:

Geschlecht:

Ausbildung/Schule:

Vielen Dank dafür, dass du dir die Zeit nimmst, mit mir das Interview zu machen. Ohne dich wäre es mir nicht möglich, meine Diplomarbeit über „Streetwork in Voitsberg“ fertig zu stellen. Der Sinn dieses Interviews besteht

darin, herauszufinden, welche Angebote von Streetwork dir gefallen und dir etwas bringen. Weiters versuche ich auch auf Angebote zu kommen, die du dir noch zusätzlich wünschst und brauchst.

Selbstverständlich bleibt dein Name anonym und die gewonnenen Daten werden nur für die Diplomarbeit verwendet. Das heißt, weder dein Name noch das, was du während des Interviews erzählst, wird an eine andere Person weitergegeben.

Danke für deine Mitarbeit!

Hofrichter Susanne

Unterschrift:

Datum:

Hiermit erkläre ich mich bereit, dass die vom Interview gewonnenen Daten sowie die vollständige Niederschrift des Interviews in der Diplomarbeit von Frau Susanne Hofrichter aufscheinen dürfen.

Unterschrift:

Datum:

Beispiel einer Codierung

Anhand dieses Interviewausschnitts soll die „Codierung“ eines Textabschnitts veranschaulicht werden.

Auf der linken Seite finden sich die verschiedenen Codes bzw. Subcodes, die grau eingefärbt sind. Die Zahlen geben die Positionen der durchlaufenden Textpassagen an. Die unterschiedlich gefärbten Interviewtexte entsprechen den folgenden vier Kategorien. Die Schritte der Auswertung finden sich in Kapitel 8, jene der Interpretation in Kapitel 9 wieder.

K 1: Gründe, weshalb die/der Jugendliche bei STV ist bzw. bleibt

K 2: Angebote von Streetwork

K 3: In folgenden Bereichen würde sich die/der Jugendliche mehr Unterstützung wünschen

K 4: Am meisten bei ihren/seinen Problemen geholfen haben der/dem Jugendlichen